

Die Faktorei auf der Toteninsel



Sarald Sarst
Aus meinem Leben

Band: 130

Die Faktorei
auf der Toteninsel

Erzählt von
Wag Schraut



Verlag moderner Lektüre G. m. b. H.
Berlin SO 16, Michaelkirchstraße 23a

**Nachdruck verboten. — Alle Rechte, einschl. das Verfilmungsrecht, vorbehalten — Copyright 1921 by Verlag moderner
Belletr G. m. b. H., Berlin.**

Druck: V. Lehmann G. m. b. H., Berlin.



1. Kapitel.

Das Schuhnetz des Bettes . . .

In Simbuktu, der großen Handelsstadt am Niger-Fluß, begann's . . .

Da begann jenes Abenteuer, von dem ich nicht einmal mehr träumen mag . . .

Jenes Abenteuer, das wie ein einziges unendliches Grauen war.

Und doch will ich es hier den Freunden unserer Erlebnisse nicht vorenthalten. Ungern nur versenke ich mich in diese Erinnerungen. Neben mir liegen meine wenigen Notizen aus jenen Wochen des uferlosen Entsetzens, des nervenzerschöpfenden Mitleids, des Gefühls der Machtlosigkeit gegenüber dem fürchterlichsten Würger Afrikas: der Schlafkrankheit! — Meine Notizen . . .

Schmierige Blätter eines schmierigen Notizbuchs . . .

Und da steht als erste, als einseitende:

Simbuktu, 4. Nov. 1923.

Der englische Großkaufmann Lionel Saunder bietet uns 3000 Pfund Sterling. Abends an Bord seiner Yacht „Manchester“. Morgen früh Abreise

Dieser Lionel Saunder, der mit seiner Jacht den Niger aufwärts bis Timbuktu gefahren war, hatte irgendwie gehört, daß wir uns im Grand-Hotel von den Strapazen unseres Ausfluges nach den Drabu-Fällen ausruhten.

Am 4. November vormittags besuchte er uns. Die geradezu höllische Hitze dieses Tages hatte uns aus Zimmer gefesselt. Saunder, lang, dürr, bartlos und offenbar ein Mensch ohne Nerven, liebte keine langen Vorreden.

„Mr. Harst, mein Bruder Kid hat London vor drei Jahren verlassen, um für mich eine Faktorei im Flußgebiet des Manjemo, eines kleinen Nebenflusses des Kongo, zu gründen.“ So leitete er die Sache kurz und bündig ein. „Seitdem habe ich von Kid nichts mehr gehört. Dringende Geschäfte hinderten mich, nach seinem Verbleib nachdrücklicher zu forschen. Jetzt will ich diese Geschäftsreise nach Westafrika dazu benutzen, auch das Kongogebiet zu durchstreifen, um Kid zu suchen. Ich will wissen, was aus ihm geworden ist. Wenn Sie und Ihr Freund Schrant mich begleiten wollen, biete ich jedem von Ihnen 1500 Pfund Sterling, zahlbar in jedem Falle nach Beendigung unserer Tour. — Bitte äußern Sie sich, Mr. Harst . . .“

Und Harst äußerte sich ebenso kurz und bündig:

„Abends acht Uhr geben wir Ihnen an Bord Ihrer Jacht endgültig Bescheid, Mr. Saunder.“

Saunder erhob sich, verbeugte sich steif:

„Ich bin zufrieden, meine Herren. Also — — abends acht Uhr zum Souper auf meiner Manchester.“

Und ging . . . hager, steif, wie ein Padelstock . . .

Kein angenehmer Mensch, empfand ich sofort.

„Na, mein Alter, wie gefällt er Dir?“ fragte Harst.

„Gar nicht . . .“

Und ich rauchte mir eine Zigarre an.

„Absolut nicht!“ nickte Harst. „Der Mensch ist ein Verbrecher.“

„Oho . . .! Großkaufmann ist er, besitzt eine eigene Jacht . . .“

„Und die größten Tuchfabriken in England, ist Milliardär, war dreimal verheiratet, hat drei Frauen begraben und vor acht Wochen die vierte geheiratet, eine Miß Edith Congler, Tochter von Congler & Co., Eisensfabriken, Birmingham . . .“

„Mir blieb der Mund offen . . .“

„Stannend fragte ich dann:

„Woher weißt Du das alles . . .?“

„Er tippte an seine rechte Ohrmuschel . . .“

„Gehört . . . vom Nebentisch aus — heute morgen beim Frühstück unten im sogenannten Speisesaal . . .“

„Ha — die drei Europäer?“

„Stimmt! Die unterhielten sich über die Yacht und über den Besitzer. Du schmökertest Zeitungen. Ich lauschte . . . Der eine der Herren war ein Vertreter einer Maschinenfabrik aus Birmingham . . . Und der kramte seine ganze Skandalchronik über den Milliardär Lionel Saunder aus . . . Kein gutes Haar ließ er an ihm. — Jedenfalls: Saunder ist mit Vorsicht zu behandeln! Sehr sogar!“

„Du wirst also sein Anerbieten ablehnen?“

„Ich denke nicht daran. Im Gegenteil, denn erstens kommt mir diese Geschichte von dem Bruder Kid, der am Manjemo verschwand, etwas eigentümlich vor, und . . .“

„Weshalb eigentümlich?“

„Weil ein Mann von Saunders Reichtum dochspflichtig gemäß sehr bald Nachforschungen nach dem Verschollenen hätte anstellen müssen, was doch offenbar nicht geschehen ist, sonst hätte er sich näher hierüber geäußert. Dann — zweitens: ich kenne den Kongostaat noch nicht. Und drittens: ich möchte Saunder etwas auf den Zahn fühlen. Der Mensch hat so unheimlich kalte Augen — Mörderaugen!“

„So — — begann's . . .“

Abends acht Uhr dann an Bord der hellgrau gestrichenen ganz modernen Turbinenjacht Manchester eine Szene vorfeinertster Kultur: Saunder im Smoking, eine Tafel, fürsichtlich abgedekt, Tafelmusik durch einen Fünfröhren-Radioapparat.

der uns hier am Rande der Sahara Londoner Konzert klar und laut vermittelte . . .

Dazu noch Frau Edith Saunder, kaum zwelundzwanzig-jährig, blond und ganz hübsch und — sehr gedrückt, sehr still . . . Mit traurigen scheuen Augen . . .

Als fünfter an der Tafel der Kapitän der Manchester, ein Tuzfreund Saunders, — unangenehmer Patron mit Bull-dogge schnauze, der uns wie hergelaufene Polizeispizel behandeln wollte, besarad ihm in seiner Art in die Parade fuhr und sagte:

„Mr. Bittercray, Sie scheinen sich bisher nicht viel in guter Gesellschaft bewegt zu haben. Ich kann das beurteilen, denn ich rechne mich zur besten Gesellschaft . . .!“ — eine Wille, die Kapitän Bittercray schweigend hinabwürgte, da auch Saunder erklärte: „Benimm Dich etwas angemessener, lieber John . . .!“ —

Und als sechster der Leibarzt Seiner Kaufmannshoheit Lionel Saunder: Doktor Emmerh Jobbziel, ein harmloses, kurzichtiges, überbescheidenes Kaninchen . . . —

So hat der Leser denn nun auch gleich die Hauptinsassen der Nacht kennen gelernt . . .

Wird sich selbst sagen, daß der kleine affenähnliche, bull-doggegestaltige, Trunkenbold Bittercray uns schon am ersten Tage wie die Sünde haßte . . .

Und wird ahnen, daß diese junge vierte Ehe Lionel Saunders keineswegs glücklich war. — —

Meine zweite Notiz lautet:

An Bord der Manchester,

nachts ½ 12 Uhr, 4. 11. 1923.

Sind hierher übergesiedelt. Bewohnen große elegante Steuerbordkabine. Souper war um ½ 11 beendet. Saunder hat Einzelheiten über Bruder Rid erzählt.

Nun, diese Einzelheiten waren recht dürftig.

Rid Saunder, damals dreißig Jahre, also fünfzehn Jahre

jünger als sein Bruder, war im April 1920 mit einem großen Motorboot den Manjemo aufwärtsgefahren. Als Gehilfen hatte er zwei andere Engländer bei sich, außerdem noch acht Neger, ferner alles das, was zur Gründung einer Faktorei in einem entlegenen Gebiet gehört, — auch Waffen, denn die Manjemo-Stämme sind noch heute Menschenfresser. — Hierüber werde ich später noch manches zu sagen haben.

Der Kutter war zuletzt fünfzig Meilen nördlich der Manjemo-Einmündung von dem Frachtboot der belgischen Exportfirma Dirulicq gesehen worden. Seitdem fehlte jegliche Nachricht von ihm und den drei Europäern.

Pionel Saunders Nachforschungen hatten sich auf schriftliche Anfragen bei den Behörden des Kongostaates beschränkt.

Der Leser wird zugeben, daß Harst also recht gehabt hatte: der ältere Saunder war drei Jahre lang hinsichtlich des Schicksals seines einzigen Bruders unerhört gleichgültig gewesen. Und jetzt — jetzt mit einem Male wollte er viele Wochen seiner fraglos kostbaren Zeit für diesen selben Ad opfern!

Das war merkwürdig. Das mußte einen besonderen Grund haben!

Welchen aber?!

Wir beide rieten hin und her. Umsonst. — —

Meine dritte Notiz:

Auf der Manchester,

12. 11. 1923.

Wir schwimmen den Manjemo aufwärts. Ein lehmiger Urwaldfluß. — Wir tragen seit Tagen stets dicke lange Lederhandschuhe und Schutzkleier gegen die Glossina Palpalis-Stechliegen, die als Verbreiter der Schlafkrankheit hier sehr gefürchtet sind. — Stimmung flau. Sonst nichts Neues.

Nein — nichts Neues . . .

Wir waren den Niger abwärts gedampft. Die Turbinen

der Manchester schafften achtzehn Knoten. Das war für eine Privatacht eine sehr anständige Geschwindigkeit.

Die Seereise über den Atlantik bis zur Kongomündung verlief dann in derselben Weise: Faulenzerdasein, Schlaraffenleben, endlose Schachpartien mit Tobbsiel und noch endlosere Gaufereien mit Saunder und Pittercray.

Denn: dieser Milliardär und dieser Kapitän beteten zu Gott Bacchus in einer Weise, daß einem die Haare zu Berge standen!

Nun — wir machten mit! Wir vertrugen mehr. Und wir hofften Nacht für Nacht, daß Saunder mal in der Bezechtheit sich irgendeine Blöße geben würde.

Falsch spekuliert!! Der Mensch war überaus vorsichtig, und sein Vertrauter Pittercray war's nicht minder!

Frau Edith Saunder taten wir einen Gefallen damit, daß wir den vollen Lionel so gründlich unter Alkohol setzten, denn sie war froh, wenn sie ihn nicht sah . . ! Das hatten wir schon am zweiten Reisetage festgestellt.

Ueberhaupt: die arme blonde Edith!!

Ein Kapitel für sich . . ! Unbegreiflich war es uns, wie dieses junge, sympathische, reiche Mädchen diesen . . . Kerl hatte heiraten können! Diesen rüden Patron, bei dem der Gentleman-Firniss nur ganz dünn aufgetragen war — zu dünn . . ! Und — achtzehn Jahre älter noch, dazu Witwer nach drei Ehen . . !

Unbegreiflich! —

Wenn ich Reiseschriftsteller wäre, würde ich hier die Fahrt den Kongo aufwärts mit Freuden recht genau schildern. Da ich's jedoch nicht bin und da der Hauptzweck dieser Erzählung der ist, meines Freundes glänzende Geistesgaben durch seine Erfolge als Detektiv zu beweisen, muß ich mich darauf beschränken, nur das eingehend von Land und Leuten zu erwähnen, was mit zum Thema gehört.

Am diesem 12. November hatte ich morgens die angegebene Aufzeichnung in mein Notizbuch eingetragen.

Und mittags ein Uhr endete dann das . . . Vorspiel . . .

Da saßen wir beide in unserer Kabine und hörten drüben im Salon Saunder und Vittercray anzügliche Lieder gröhlen. Die beiden feierten seit acht Uhr Vittercrays Geburtstag.

Da . . . pochte es leise an die Tür . . .

Und herein schlüpfte Frau Edith . . .

Blöß, verstört . . .

Schloß hinter sich die Tür . . .

Lehnte sich dagegen . . .

Ihre Rippen zuckten . . .

Und über ihre Rippen kam nun die fürchterliche Anklage — nur verständlich für den, der die Gefährlichkeit der Schlafkrankheit kennt . . .

Wir waren aufgestanden . . .

Lauschten . . .

Und stammeind — zögernd erklang's in angstvollem Flüsterton:

„In . . . der vergangenen . . . Nacht . . . hat er . . . abermals das . . . Schuhschuh von meinem Bett halb entfernt und die beiden Fenster . . . ebenso heimlich geöffnet . . .“

Wie ein Riß durch einen dunklen Vorhang waren diese Worte . . .

Ein Riß, der alles zeigte . . .

Für Harst . . . Nicht für mich, denn mein Gefühl sträubte sich dagegen, Lionel Saunder für einen . . . Blaubart zu halten . . .



2. Kapitel.

Der Mann am Pfahl.

Das arme Weib stierte uns an . . .

Harst schob ihr einen Sessel hin, drückte sie sanft hinein . . .

„Sehen Sie sich . . . Und seien Sie ganz offen, Frau Saunder . . . Vertrauen Sie uns . . .“

„Das tue ich . . .“ — Ihr Blick war der eines todwunden Rehes.

„Sie dürfen nicht allzu lange hier bei uns verweilen,“ meinte Harald schnell. „Weshalb haben Sie Saander geheiratet?“

„Oh — Sie werden meine Handlungsweise kaum verstehen, Herr Harst . . . Ich liebte Kid Saander, den jüngeren Bruder . . . Aber Kid war leichtsinnig, war nur Sportsmann, kein Kaufmann. Mein Vater wies ihn ab. Da ging er hier nach dem Kongostaat. Ich konnte ihn nicht vergessen. Ich habe auf eigene Kosten in aller Stille im Jahre 1921 einen Londoner Detektiv hier ins Manjemo-Gebiet geschickt, einen Mann, der Ihnen vielleicht dem Namen nach bekannt ist . . .“

„Etwas James Crooc? — Crooc ist seit Oktober 1921 spurlos verschwunden. Man weiß nur, daß er ins Ausland ging. Es muß James Crooc sein . . .“

„Er ist's, Herr Harst . . . — Und als er nicht zurückkehrte, als wieder über ein Jahr vergangen war und Lionel sich mir nach dem Tode seiner Gattin wieder näherte, da . . .“

„Verzeihung — er hatte sich schon einmal um Sie bemüht?“

„Ja . . . Zugleich mit Kid . . .“

„Weiter . . . weiter . . .!“

„ . . . Da . . . da kam mir eines Tages ein . . . ein schrecklicher Verdacht . . .“

„Daß Lionel seinen Bruder absichtlich in diese mörderische Urwaldregion geschickt haben könnte . . .?“

„Ja . . .“ Nur ein Hauch war's . . .

„Und — Sie opferten sich nun, um die volle Wahrheit zu erfahren?“

„Ich . . . ich verlobte mich mit Lionel, stellte ihm aber eine . . . eine Bedingung . . .“

„Daß er persönlich Kid suchen sollte?“

Sie nickte eifrig . . . Errötete wieder, flüsterte ver-
schämt:

„Noch etwas . . . Ich wollte ihn heiraten, aber . . .
 . . . sein . . . Welch wollte ich erst in Wahrheit dann werden,
 wenn Kibs Tod mit Sicherheit nachgewiesen sei . . .“

„Und er ist darauf eingegangen?“

„Nicht sofort . . . — Und jetzt, Herr Harst, jetzt . . .
 hat er nichts zum dritten Male, drei Nächte hintereinander,
 mit einem Nachschlüssel oder dergleichen sich Zutritt zu
 meiner Kabine verschafft und . . . und das Schloß entfernt
 und die Fenster geöffnet . . .“

Stille nun . . .

Stille nach dieser erneuten ungeheuerlichen Anklage . . .
 Harst trat dicht neben das arme Weib, beugte sich zu
 ihr herab . . .

Was er flüsterte, verstand ich nicht . . .

Sah nur das Aufleuchten der grauen Augen Ebith
 Saunders . . .

Sie erhob sich dann, schlüpfte wieder zur Tür hinaus. —
 Wir waren allein . . .

Harst warf sich in eine Ecke des Wandsofas . . .

Drüben im Salon brüllte der Trunkenbold Bittercray
 einen schamlosen Gassenhauer . . .

Und wir schauten uns an . . .

Bis Harald lisse sagte:

„Nun weiß ich Bescheid, mein Alter . . . Nun ist
 Klonel Saunder entlarvt!“

Er langte nach einer Zigarette . . . Rauchte . . . Seine
 Stirn war tief gefurcht . . .

Ich wehrte mich gegen den Gedanken, daß dieser Saunder,
 in dessen Fabriken Tausende beschäftigt wurden, dessen Name
 weit über die Meeresgrenzen Britanniens hinaus bekannt
 war, etwa . . . ein vielfacher Mörder sein sollte.

Ich blickte Harald fast scheu an . . .

Er nickte mir zu . . .

„Du zweifelst noch . . . Wir werden uns Sicherheit
 verschaffen. Komm', gehen wir an Doc. Doktor Jobbslet
 sit: sicherlich schon wieder unter dem Sonnensegel und angeht.

Ich hatte ihn für einen anständigen Kerl. Wir werden ja sehen, wie er sich benimmt.“ —

Emmery Jobbsiel trank nicht, rauchte nicht, las nicht, spielte stets den großen Schweiger. Wir wußten, daß er erst seit einem Jahr die gut bezahlte und leichte Stellung bei Saunder übernommen hatte, nachdem er ein Jahrzehnt in Indien als Regierungsarzt tätig gewesen. Ein hoher Beamter hatte ihn Saunder empfohlen gehabt.

Jobbsiel hochte denn auch wirklich mit Kopfschleier, Handschuhen und Schleppangel an der Keling des Achterdecks und hatte neben sich einen Voltich mit Ködersfischen stehen. Rechts von ihm lag ein . . . totes junges Krokodil, dem er den Leib aufgeschnitten hatte.

Als er uns sah, rief er lachend:

„Denken Sie, das Vieh dort hatte den Köder samt Haken sofort bis in den Magen hinobgewürgt. Immerhin — das Krokodilbabb gibt einen Handloherbezug!“

Wir rückten uns Liegestühle heran und setzten uns.

Die Nacht fuhr mit mäßiger Geschwindigkeit, da es hier keine ausgesprochene Fahrrinne gab und überall durch Urwaldbriesen und Unkraut kleine Inseln im Flusse entstanden waren, die zum Teil unter der Wasseroberfläche gefährliche Hindernisse bildeten.

Einer der acht Matrosen der Manchester mußte denn auch ständlg vorn am Bugspriet Anschau halten. — Um hier nun gleich über die Zusammensetzung der Leute der Nacht zu sprechen: außer Kapitän Bittercroy waren noch ein Maschinist, zwei Heizer, ein Stenermann und acht Matrosen zur eigentlichen Besatzung zu rechnen. — sämtlich Engländer und ausgefucht tüchtige kräftige Jan Maate von jenem Seemannschlag, der die englische Handels- und Kriegsmarine berühmt gemacht hat.

Der Manjemo war zumeist etwa hundert Meter breit, hatte aber zahlreiche seeartige sumpfige Ausbuchtungen, an denen hin und wieder Negerdörfer zu erkennen waren. Bisher hatten wir hier im Gebiete des Manjemo nirgends angelegt.

Saunders wollte mit den Nachforschungen erst jenseits der letzten belgischen Regierungstation, die den Namen Karibou führte und die wir noch heute zu erreichen hofften, beginnen.

Die dicht bewaldeten Flußufer erinnerten uns vollständig an die Landschaftsbilder des Drabu-Flusses. Der Leser kennt ja wahrscheinlich meine Schilderungen einer solchen tropischen Uferscenerie aus dem vorigen Band, „Geheimnis der Drabu-Fälle“. Tier- und Pflanzenwelt waren hier fast genau dieselben, nur sollten gerade am Manjemo die Niesensaffen noch zahlreicher als am Drabu sein. —

Am Dech der Nacht befanden sich jetzt außer uns dreien nur noch der Mann am Bugspriet und oben auf der Brücke Steuermann Jack Lewis.

Wir waren also ganz ungestört und konnten Emmerich Jobbsiel in aller Ruhe ins Verhör nehmen.

Harst fing die Geschichte wieder überaus geschickt an.

„Sie könnten uns eigentlich mal einen kleinen Vortrag über die Schlafkrankheit halten, Doktor,“ meinte er scheinbar gut gelaunt. „Wir befinden uns hier ja bereits in den verschühten Gegenden, und da kann es nur von Nutzen sein, wenn man über die unheimliche Seuche recht genau unterrichtet ist.“

„Gern, sehr gern . . .“ erklärte der kleine blondbärtige Arzt mit seiner stets gleichen Liebenswürdigkeit.

Ich will hier nur im Auszug wiedergeben, was er uns vortrug. — Die Schlafkrankheit wird einzig und allein durch den Stich der Glossina Palpalis übertragen. Sticht diese Fliege einen an Schlafkrankheit Leidenden und hinterher einen Gesunden, so infiziert sie diesen. Die ersten Anzeichen stellen sich nach Monaten, zuweilen auch schon nach Wochen ein: Kopfschmerzen, Benommenheit und eine dauernde Schlafsucht, dazu rasche Abmagerung. Diese Erscheinungen steigern sich rasch. Je nach der Widerstandsfähigkeit des Kranken erfolgt der Tod in tiefster Bewußtlosigkeit nach ein bis zwei Jahren. Im Anfangsstadium der Krankheit können die mit Schlafkrankheit Behafteten noch vollständig ihrer Tätigkeit

nachgehen. Professor Robert Koch hat dieser Seuche einen Teil ihrer Schrecken genommen. Besonders in den ersten Monaten führen Atzgasnebelungen zur völligen Genesung, obwohl auch nicht immer mit Sicherheit. Bevor die europäischen Kolonialmächte die Bekämpfung der Seuche mit Nachdruck beginnen konnten, waren in Zentralafrika bereits ganze Völker hingerafft worden. Diese Bekämpfung kann natürlich bei der ungeheuren Ausdehnung der Krankheitsgebiete stets nur eine rein örtliche sein, sich also nur auf geringe Länderstrecken beziehen. —

Jobbsiel betonte zum Schluß, daß für Europäer die Seuche am gefährlichsten sei, besonders für Frauen, deren zartere Naturen leider eine Behandlung mit Atzgas kaum vertragen.

Diese Bemerkung veranlaßte Harald zu folgenden, im ernstesten Tone gesprochenen Sätzen:

„Dann haben wir also die Pflicht, Frau Saunder nach Möglichkeit zu schützen, Doktor. — Wie ließe sich dieses tun?“

Jobbsiel schaute auf. Hinter dem Schleier war der Ausdruck seiner Augen schwer zu erkennen.

„Natürlich!“ nickte er. „Natürlich . . . Gerade Frau Saunder . . .!“

Das klang merkwürdig.

Und Harst meinte nun:

„Am besten wäre, wenn vor die Fenster Ihrer Kabine Gaze gespannt würde. Nicht wahr?“

„Gewiß . . . Ich habe Ihrem Mann dies auch geraten. Aber Saunder ist ja so gleichgültig.“

Harst bückte sich tiefer zu Jobbsiel hinab.

„Doktor, es wäre doch ein Jammer, wenn dieses nette junge Frauchen der Glessina zum Opfer fiel — als vierte Gattin Saunders . . . — Kannten Sie eigentlich die dritte Gattin Saunders noch?“

„Nein . . . Ich kam erst drei Monate nach deren Tode zu Saunder.“

„Woran starb sie . . . ?“

Tobbiel zog die Angel ein . . .

„Au . . . Erfüllung . . . — Saunder war mit seiner Jacht nach Spitzbergen ins Polarland gefahren. Bei einem Jagdausflug, den das Ehepaar unternahm, verirrten sie sich und mußten dreimal in Nacht und Eis nächtigen. Als man sie fand, hatte Frau Saunder bereits so hohes Fieber, daß sie nur noch eine Stunde lebte.“

Mir rann es kühl über den Rücken. Entsetzen packte mich. Ich sah ein: Harst hatte recht: Saunder war ein Ritter Blaubart, Saunder hatte seine drei ersten Frauen auf schrecklich heimtückische Weise umgebracht! —

Da — von der Brücke her Steuermann Lewis' Stimme:

„Die Station Karibur in Sicht! Wenn einer der Herren vielleicht Mr. Saunder davon benachrichtigen will . . .!“

Ich eilte in den Salon hinab. Ich fand ein geradezu widerwärtiges Bild: auf dem Tische eine Batterie leerer Flaschen. In zwei Klubsesseln die beiden Feder — schlafend fest, schnarchend . . . Weindunst und Zigarrenqualm verpesteten die Luft. Die Gesichter der Trunkenbolde, gedunsen und dunkelrot, wirkten so abstoßend, daß es mich Mühe kostete, Saunder zu berühren und wach zu rütteln.

Er glökte mich an . . . Und jetzt zum ersten Male ließ er im Rausch und im Nebel des ersten Erwachens so etwas die Maske fallen . . .

In seinen hellen wässerigen Augen erschien ein bössartiger haßgefüllter Ausdruck . . .

„Was — — wollen — Sie?“ lallte er . . .

„Die Station Karibur ist in Sicht! Steuermann Lewis schickt mich.“

Ich bezwang mich, tat harmlos und freundlich, obwohl mir der Abscheu vor diesem elenden Verbrecher fast die Kehle zusammenschnürte.

„Karibur . . . Karibur . . .“ — Er mußte sich erst besinnen . . . „Ach so — — Karibur!“

Er wurde zusehends nüchterner. Seine Energie würgte die Trunkenheit hinab.

„Ich komme, lieber Schraut . . .“ Und stramm und fest ging er an mir vorüber zur Tür — durch den Gang — die Treppe nach oben.

„Lieber Schraut!“ — Ekeltast war diese heuchlerische plumpe Vertraulichkeit . . .

Und — gefährlich war dieser Mensch, gefährlicher, als ich's bisher geglaubt hatte.

Ich folgte ihm . . . —

Draußen breitete sich vor der Nacht eine der secartigen Buchten aus.

Rechter Hand eine große Lichtung, darauf fünf Wellblechhütten, im Hintergrunde ein Negerdorf.

An der Anlegebrücke der Station sahen wir drei große Boote und mehrere Rachen, sahen dicht dabei am Lande einen Haufen Schwarzer und zwei Europäer mit Tropenhelmen.

Harst stand neben mir . . . sein Fernglas in der Hand.

„Man hat da einen Menschen an einen Pfahl gebunden,“ meinte er . . . „Es scheint ein Europäer zu sein . . .“

Die Manchester schob sich an die Brücke heran . . .

Die beiden Belgier, die Stationsleiter, kamen an Vord, waren überaus erstaunt über den Besuch, freuten sich aber ehrlich, hier in ihrer Einsamkeit einmal Weiße begrüßen zu können. Auch sie trugen Schleier und Handschuhe, zeigten sich äußerst lebenswertig und erzählten sofort, daß vor einer Stunde ein unbekannter, völlig verwilderter Europäer von Negern im Urwalde aufgefunden worden sei. Der Mann leide an jenem schrecklichen Stadium der Schlafkrankheit, in dem die Kranken wie Tobiüchtige jeden anderen ansallen und daher notgedrungen gefesselt werden müßten.

Wir gingen an Land, gingen hinüber zu dem Unglücklichen . . .

Und da sahen wir dann das erste furchtbare Bild der verheerenden Wirkungen der Seuche . . .

Ein Mensch hing da in den Stricken am Pfahle, dem der Schaum vor dem bartumwucherten Munde hing — ein halb nackter, von Insekten bis zur Unkenntlichkeit zerstückter blonder Mann, die Haut überall mit Geschwüren bedeckt, das Gesicht nur noch ein verquollener Fleischklumpen, das Kopfhaar verfilzt, die Fingernägel überlang und krumm gewachsen, die Augen in Eiter schwimmend und wild und toll wie die eines wütigen Tieres . . .

Wir graute . . .

Wir alle waren stumm . . .

Und um uns her halbnackte Neger, — Weiber, Kinder . . . Männer . . .

Und — die meisten offenbar ebenfalls schon krank, zum Erbarmen mager, mit vorquellenden Bäuchen, stumpfen Zügen . . .

Grauensvoll . . . ! —

Der eine Belgier sagte leise: „Der Mann muß jahrelang allein in der Wildnis gehaust haben . . . Vielleicht ist es einer der drei Engländer, die vor drei Jahren mit einem Kutter den Manjemo weiter aufwärts fuhren. Wir haben sie gewarnt . . . Sie hörten nicht auf uns . . .“

Saunders trat vor.

Harst stieß mich an . . . Ich beobachtete Saunders scharf . . .

Ganz dicht vor dem Unglücklichen machte er halt, musterte das grauensvolle Antlitz, rief dann einen Namen:

„Carson!“

Und da ruckte der Kopf des Mannes am Pfahle hoch . . .

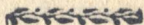
Da schimmerte für eine Sekunde etwas wie klarer Verstand in den eltrigen Augen . . .

„Carson . . .!“ wiederholte Saunders nochmals . . .

Ein heulendes Bellen kam über die Lippen des Vermissten

Und dann — ein Tobsuchtsanfall, der so gräßlich war, daß selbst Harst fluchtartig an Bord der Jacht zurückkehrte

freilich als Leiter . . . hinter mir . . . und mir zuraunend:
 „Also einer der Verschollenen, einer der Begleiter Sid
 Saunders!“



3. Kapitel.

Doktor Tobbsfiels Experiment.

Die nächste meiner Notizen:

Auf der Manchester,

12. 11. 23,

11 Uhr nachts.

Soeben war Tobbsfiel heimlich in unserer Kabine. Er will uns mitnehmen. Wir sind sehr feinewegen berubelt. Diese kurzen Andeutungen besagten weit mehr, als jemand ahnen konnte, der vielleicht meinen Koffer durchsuchte und mein Notizbuch fand. —

Ich will hier ganz kurz den Rest dieses Tages schildern, an dem wir zum ersten Male erkannten, was die furchtbare Seuche für Zentralafrika bedeutet.

Nach der nervenauspeitschenden Szene am Ufer waren wir mit den belgischen Herren in den Salon gegangen.

Inzwischen war auch Kapitän Pittercray munter geworden. Saunders uns nun hier im Salon erklärte, daß der Tobsüchtige fraglos ein gewisser Bill Carson sei, der als Begleiter Kids die Expedition damals vor drei Jahren mitgemacht habe, gröhnte der Kapitän lachend dazwischen:

„Carson — — he, he, — der schöne Carson!! 'Einer von den dreien — — he, — hell! Hoffentlich sind . . .“

„Schweig!“ brüllte Saunders ihn an, und sein verzerrtes Gesicht bewies, daß er den Schwäger am liebsten niedergeschla-

gen hätte. „Eher' Dich in Deine Kofe und fchiaf Dich aus . . .!“

„Oho — — oho . . .!“ krächte der Kapitän. „Brüderchen, das ift nicht der Ton, in dem ein John Bittercray mit fich verfahren läßt! Ich . . .!“

Saunder hatte ihn fchon am Arm gepackt, fchob ihn zur Tür hinaus, brachte ihn in feine Kabine.

Die Belgier fchauten uns und Bobbfiehl fragend an.

Da fagte der Doktor achfelzuckend:

„Gäufel — alle beidel“ — Und fügte hinzu:

„Was foll nun mit Carson werden? Er kann doch unmöglich dort am Pfahle feftgebunden bleiben!“

„Wir werden ihn in eine der Baracken nehmen,“ erklärte der eine der Belgier höflich. „Wenn Sie uns helfen wollten, meine Herren . . .!“

Carson hing jetzt bewußtlos. Wir legten ihn auf eine Leiter und trugen ihn rafch in eine der Warenbaracken in eine kleine Kammer, wo wir ihn möglicht zart auf einem Lager von Dedern und Stroh wieder feftbanden.

Als wir hiermit noch befchäftigt waren, kam Lionel Saunder herbeigeecil, offenfichtlich fehr erregt und fraglos nur deshalb, weil er fürchtete, Carson könnte in einem Augenblick klaren Gefltes irgend etwas ausgeplaudern.

Dies ging fchon daraus hervor, daß er Harft zögernd fragte, ob Carson vielleicht inzwischen die Befinnung wieder erlangt hätte.

Und — da machte ich abermals eine fehr wertvolle Beobachtung — — hinfichtlich Emmerly Bobbfiehl. Der Doktor lächelte nämlich — ein graufames Lächeln, das feibft unter dem Schuhschleier zu erkennen war und erwiderte an Stelle Haralds, während fein Geficht wieder den altgewohnten Ausdruck annahm:

„Carson wird die Nacht nicht überleben. Das Herz feht bereits aus. Für ihn ift der Tod eine Erlöfung. Ich werde ihm eine Morphiumeinfprihung machen, damit er fchmerzlos und ftill hinüberfchlummert . . .!“

Er ging zur Nacht und holte das Nötige. Nach der Einsprühung wurde Carsons Atem ruhiger. Jobbfiel wusch dem Aermsten noch die Augen aus und säuberte die brandigen Hautwunden, so weit dies möglich war. Dann befahl der elne Belgier einem der schwarzen Stationsdiener, bei dem Schwerkranken die Wache zu übernehmen. —

Um halb neun abends speisten wir mit den Belgiern gemeinsam im Nachtsalon. Auch Frau Edith saß mit an der Tafel. Sie fragte die Belgier wiederholt, ob denn nicht durch Neger aus dem Innern irgend eine Kunde über die Insassen des Rutters hier bis zur Station gelangt sei.

„Nichts,“ erklärten die Herren bedauernd. „Wir hätten sonst ja sofort Schritte unternommen, um die Verschwundenen zu suchen.“

Um halb elf verabschiedeten die Belgier sich. Auch Doctor Jobbfiel und wir zogen uns in unsere Kabinen zurück. Saunder und Pittercray hatten schon bei Tisch sehr scharf getrunken und schienen das Festschloß fortsetzen zu wollen.

Als wir beide im Schiffsgang dem kleinen Doktor gute Nacht wünschten, flüsterte er uns ganz überraschend zu: „Um elf bin ich bei Ihnen. Halten Sie sich bereit.“

Dann verschwand er in seiner Kabine und schloß die Tür sehr geräuschvoll — absichtlich wohl, damit Saunder hörte, daß Jobbfiel tatsächlich seine Schiffskammer betreten hatte. Diese lag dicht neben der einen Wand des Salons.

Raum hatte Harald dann auch unsere Kabinentür ins Schloß gedrückt, als er sich läh umwandte und mir scharf in die Augen sah, ganz so, als erwartete er von mir eine Aeußerung.

Nun — ich konnte leider nur eine Redensart vorbringen, die nicht sehr vieldeutig war.

„Hm — der Zweck der Uebung?“

Harald erwiderte gedämpft:

„Jobbfiel ist nicht Arzt . . . Oder — nicht nur Arzt.“

„Was denn sonst?“

„Kollege . . .!“

„Ah — Detektiv?“

„Ohne Zweifel. — Sein Vortrag über die Schlafkrankheit war viel zu wenig mit Fachausdrücken gespickt. Ich bleib dabei: er ist das, was wir sind: Detektiv!“

Und — was wird um elf Uhr geschehen?“

„Um elf Uhr wird er uns zu dem sterbenden Bill Carson führen . . .“

„Und dann?“

„Wird er irgendwie versuchen, das nur noch schwach flackernde Lebenslicht des Verurteilten etwas anzufachen, damit Carson . . . antworten kann . . .“

„Ich verstehe jetzt . . . Jobbziel ist . . .“

Da hatte Harald schon den Zeigefinger auf die Kyppe gelegt, deutete mit der Linken an mir vorüber auf die Tür . . .

Ich lauschte . . .

Und . . . vernahm im Schiffsgang draußen schleichende Schritte . . . Wispern von Stimmen . . .

Möhhlich gähnte Harald ganz laut, rief ebenfalls gähnend

„Nun ins Bett, mein Alter . . . Hundemüde bin ich . . . Hundemüde . . .! Hoffentlich läßt die Hitze uns schlafen . . .“

Stelle beide Ventilatoren ein . . . Das Surren ist doch immer angenehmer als diese stickige Luft.“

Komödie — für die Hordher draußen berechnet!

Im Schiffsgang war's jetzt still . . .

Ein Türschloß knackte — das des Salons schräg gegenüber.

Und wir beide dann im Dunkeln auf dem kleinen Sofa sitzend — wartend . . .

Beste Gelegenheit für mich, eine Frage anzuschreiben, die mir schon oft die Gedanken beschwert hatte:

„Weßhalb hat Saunder uns beide in Limbuku aufgesucht und hierher mitgenommen?“ flüsterte ich. „Wir sind ihm doch nur unbequem, falls er wirklich jetzt auch seine vierte Frau beseitigen will . . .!“

„Er will es, mein Alter . . . Und sie . . . ahnt es, sie weiß es. Daß er gerade uns mitnahm, ist ein ganz feines

Schachzug: Harst und Schraut an Bord der Manchester beweisen, daß Saunder ernstlich und mit allen Mitteln das Schicksal seines Bruders klären will! — So soll's die Welt ansehen . . . So spekuliert er . . .“

Stille wieder. Ich gab Harald recht. Saunder brauchte uns, damit niemand auf den Gedanken käme, er hätte sich hier in die verseuchten Gebiete des Kongos nur deshalb hineingewagt, um seine Frau, die nicht sein Weib war, durch die Glossina jammervoll hinweisen zu lassen!

Stille . . .

Die Yacht schwankte ganz wenig. Ueber die weite Flußausbuchtung strich ein kräftiger, aber glühend heißer Wind. An Deck schritt mit schwerem Tapp Tapp die Bordwache auf und ab . . . —

Und dann ein Geräusch . . .

Fast lautlos ging die Tür auf. Licht flutete herein. In der Lichtbahn stand Doktor Jobbsiel, winkte . . .

Wir hatten uns schon erhoben. Harald schloß die Tür leise hinter uns ab. Leise nun die Treppe empor . . . Bis zu der Bordwache hin, die an der Reling lehnte.

Dieser Matrose hieß Sandsfort, war noch ein ganz junger Bursche und erst kurze Zeit auf der Yacht

Jobbsiel raunte Sandsfort zu:

„Sie schweigen . . . Sie wissen von nichts!“

„Sehr wohl, Herr Inspektor . . .“

Jobbsiel drehte den Kopf nach uns hin . . .

„Sie haben's wohl schon geahnt . . . Ich bin Detektivinspektor Reginald Snider von Scotland Yard . . .“ (Hauptquartier der Londoner Geheimpolizei).

„Immerhin, eine kleine Ueberraschung ist es doch,“ nickte Harald. „Ich hielt Sie für einen Privatdetektiv im Dienste der Ungehörigen einer der drei ermordeten Frauen Saunders.“

„Geben wir . . .“ meinte Snider kurz.

Ueber die Landungsbrücke glitten drei Schatten in die Finsternis der Tropennacht hinein — der Station zu — der einen Wellblechbaracke.

Snider-Jobbfiel hatte unter dem linken Arm ein Kästchen. Als wir uns der Parade näherten, sagte er:

„Einer von Ihnen beiden muß draußen aufpassen. Ich traue Saunders nicht. Ich fürchte fast, er hat Verdacht geschöpft.“

„Ich übernehme die Wache,“ erklärte Harald sofort. „Ich habe bessere Augen als Schraut . . .“ —

Die Tür des kleinen Paradenraumes war weit offen. Neben der Tür erkannten unsere bereits an die Dunkelheit gewohnten Augen im matten Sternentlicht einen Neger. Der Schwarze saß zusammengesunken da und schlief.

„Ein Kranker im ersten Stadium der Seuche,“ meinte der Detektivinspektor. „Hören Sie: der Mann atmet röchelnd wie ein Erstickender! — Er wird uns nicht hören.“

Snider und ich traten ein. Ich zog die Tür mit einem Ruck zu, ohne sie einzuklinken. Der Inspektor hatte schon seine elektrische Laterne eingeschaltet.

Da lag Bill Carlson — oder besser das, was von Carlson noch übrig war . . .

Mir lief's fast über den Rücken, als ich im blendenden Strahlenfeld der Laterne diese jammervolle Ruine, dieses verwahrloste, wundenbedeckte Etwas da auf dem Lager von Decken mitleidig musterte.

Snider war schon mit seinem Kästchen beschäftigt, meinte nun:

„Ich habe da eine Art Elektrifiziermaschine zusammengebaut . . . Helfen Sie mir, Mr. Schraut. Carlsons Herz muß zu leichten Kräftanstrengungen angefeuert werden. Das vergiftete Blut muß das Hirn lebhafter durchkreuzen. Vielleicht gibt Carlson Antwort . . .“ —

Und — er gab Antwort

Es war ein Experiment, das sich nur durch die zwingende Notwendigkeit entschuldigen ließ, ein Versuch, über den Verbleib Sid Saunders eine bestimmte Auskunft zu erhalten.

Dieses allerletzte Aufglimmen eines bereits völlig umnachteten Geistes, dieser allerletzte Beweis von Intelligenz

eines Menschenhirns hatte mit all den seltsamen und unheimlichen Begleitumständen etwas unendlich Aufregendes an sich.

Während ich dem Inspektor half, die eine Elektrode auf das Herz und die andere auf die Stirn zu drücken, lief mir der Schweiß in Strömen über das Gesicht.

Der entsetzliche Pesthauch, der von dem armen Carson ausging, ließ Uebelfeit mir in der Kehle hochsteigen.

Und dann . . . dann die ersten zuckenden Bewegungen des Unglücklichen . . .

Dann . . .

Doch wozu hier in Einzelheiten wühlen, die noch heute meine Seele mit Mitleid und Entsetzen erfüllen . . . ?!

Genug daran, daß ich hier berichte, was Snider fragte . . . Immer wieder fragte, bis der stiehe Verstand des Vermissten die Frage begriff . . .

„Wo befindet sich Rib Saunder . . . ? — Wo befindet sich Rib Saunder . . . ?“

Ein Lallen — kaum verständlich . . .

Ein paar Worte nur . . .

Und wir beide dicht über dem Kranken, lauschend — horchend . . .

„Insel . . . Tschitua-Insel . . . Tschitua . . . Gorilla.“

Das — — war alles

Carsons letzte Kraft war dahin . . .

Und da auch schon von der Tür her Harsts Stimme . . .

„Licht aus — —! Saunder und Pittercray . . .! Rasch — hinter die Barade . . .! Kriechen . . .!“



4. Kapitel.

Der Neger mit dem Pehmturban.

Wir krochen . . .

Nicht an dem schlafenden, röchelnden Neger vorbei . . .

Nicht hinter die Baracke, sondern hinter einen Stapel leerer Kisten . . .

Von hier aus konnten wir die Tür im Auge behalten, sahen Saunder und den Kapitän herankommen, aber nicht von der Yacht her, nein, von Norden aus der Richtung des Negerdorfes.

„Sie wollten die Bordwache täuschen,“ meinte Harald leise . . .

„Sandfort läßt sich nicht täuschen,“ flüsterte Snider-Jobbsfiel. „Er ist einer meiner besten Detektive, obwohl erst zweiundzwanzig Jahre alt . . .“

Saunder, der Milliardär, der Besitzer eines der schönsten Schlösser Schottlands, trennte sich jetzt von Pittercrab und schritt allein der Tür der Baracke zu . . .

Blieb stehen, beugte sich über den Neger, richtete sich wieder auf und betrat die kleine Kammer.

Erschien jedoch sofort wieder, nachdem er Bill Carsons Hammergestalt für Sekunden mit einer Taschenlampe beleuchtet hatte . . .

Dann gingen er und der Kapitän zusammen in die Baracke hinein, trugen den Sterbenden dem Flusse zu . . .

„Sie wollen ihn ins Wasser werfen,“ meinte der Inspektor erregt. „Wir dürfen das doch auf keinen Fall dulden, wenn auch Carson wieder in so tiefer Bewußtlosigkeit sich . . .“

„Sie werden sich hüten,“ unterbrach Harald den englischen Beamten. „Sie schaffen Carson an Bord der Yacht, damit sie ihn dort bewachen können und damit wir nie mehr allein mit ihm sind! Das ist’s!“

Und — es war auch so . . .

Wir folgten ihnen in vorsichtigem Abstand. Mir war einß nur unklar: weshalb Saunder und der Kapitän den Umweg über das Negerdorf gemacht hatten! Im Grunde brauchten sie doch diesen Transport des Schwerkranken gar nicht zu verheimlichen, konnten es auch gar nicht! — Jedenfalls — mir kamen allerlei Vermutungen, die ich jedoch nicht gern schon jetzt aussprechen wollte, da sie doch zu sehr jedes tatsächlichen Beweises entbehrten.

Wir beobachteten, wie sie nun den Bewußtlosen über das Deck und die Achtertreppe hinabtrugen . . . Wir standen im Schutze einiger Uferbüsche und wollten warten, bis wir selbst wieder an Bord gehen konnten . . .

Und da war's, daß Harald plötzlich erklärte:

„Hier . . . stimmt irgend etwas nicht . . . Glauben Sie mir, Mr. Snider: die beiden Schuste führen was Besonderes im Schilde. Weshalb waren sie zuerst im Dorfe drüben? Weshalb? Ich sah sie schon, als sie die Nacht verließen und im Bogen nach Osten zu die Baracken verließen . . .“

„Hm!“ brummte der kleine Inspektor, der so glänzend den Doktor Jobbsiel zu spielen wußte. „Hm — in dem Niggerdorfe gibt es doch für Leute vom Schlage der beiden nichts zu holen . . . Nicht mal . . . Whisky!“

Er belachte leise seinen Witz und fragte dann:

„Was vermuten Sie denn, Mr. Harst?“

„Dasselbe wie Schraut vielleicht . . . Neuhere Dich, mein Alter . . .“

Und ich erklärte: „Möglich, daß Saunder im Dorfe ein paar Schwarze gebunden hat, die uns an den Ragon sollen — ganz heimlich . . .“

„Muschelmörder?“ meint der Inspektor zweisehend. „Offen gestanden, das will mir nicht so recht in den Sinn! Diese Neger hier könnten doch zu leicht den Belzern verraten, daß man sie habe bestechen wollen. — Ob Saunder so unvorsichtig sein wird?“

Harst blieb stumm . . .

Ich verteidigte jedoch meinen Argwohn, sagte recht zuverfänglich:

„Gold ist auch hier eine unheilvolle Macht, Mr. Snider . . . Und ein Nigger, der in der Nähe einer Station lebt, ist meist noch verdorbener als seine Stammesgenossen in der Urwaldwildnis.“

Harst . . . blieb stumm . . .

„Immerhin: wir werden aufpassen!“ nickte der Inspektor. „Saunders ist der gefährlichste Mensch, mit dem ich es je zu tun gehabt habe. Ich bin überzeugt, daß er seine beiden ersten Frauen genau so wie die dritte absichtlich dem Tode in die Arme geführt hat. Seine erste Gattin verunglückte in den Schweizer Alpen, stürzte ab. Er erbte von ihr acht Millionen, baute die Fabriken aus und heiratete nach drei Jahren die Witwe Gwendolin Dorrow. Und diese seine zweite Frau . . . verunglückte beim Baden in Biarritz. Sie war mit Saunders weit ins Meer hinausgeschwommen, ging mit einem Male unter. Und die dritte — nun, das wissen Sie ja schon. Jedenfalls hat Frau Dorrows Bruder mich auf Saunders Fährte gesetzt. Wir mußten das sehr schlau anfangen, denn Saunders ist überaus vorsichtig bei der Auswahl seiner Angestellten. Es gibt tatsächlich einen Doktor Jobbsiel, der in Indien war. Und dessen Rolle spielte ich nun mit seinem Einverständnis.“

Tropennacht . . .

Ringsum das Außergewöhnliche einer tropischen Flusslandschaft mit all ihren Besonderheiten. Und wir drei hier blickt am Ufer hinter einem Busche, Dinge erörternd, die einem das Haar sich sträuben lassen . . .

Snider fügte hinzu: „Nun soll Frau Edith dasselbe Schicksal zuteil werden . . . Durch die Stoffina Palpals . . . Aber Saunders Rechnung ist dieses Mal falsch. Ich habe Frau Edith gestern abermals angeblich eine Arsen-Injektion ihrer Blutarmut wegen gemacht. Das Arsen war Utordl.

das Gegengift gegen die Schlafkrankheit — als Vorbeugungsmittel . . .“

„Gott sei Dank!“ sagte Harald erleichtert aufatmend, „Sie nehmen eine schwere Sorge von mir, lieber Sneider . . .“

„Nennen Sie mich nur weiter Doktor . . . Ich bin's nämlich, wenn auch nicht Doktor der Medizin, sondern der Chemie. Ich ging aus Neigung zur Detektivpolizei über . . .“

Der Mond kam jetzt über den Rand der Urwaldkronen hinaus — als breite Sichel . . .

Milder Glanz schimmerte auf dem Wasser . . .

Ein Krokodil zog seine Bahn durch die flimmernde Fläche, warf kleine Wellen . . .

Vom Urwalde her kam das Säulen eines Leoparden . . . Dann urplötzlich ein wildes vielstimmiges Kreischen einer aufgestörten Affenherde . . .

Und von Norden nun, wo dunkle Bergmassen die Wildnis überragten, ein seltsames bröhnendes Trommeln: ein Gorilla, der mit den Fäusten gegen den mächtigen Brustkasten schlug nach Art seiner Sippe . . .!

Wir kannten dieses Trommeln schon, vom Drabu-Flusse her . . .

Über für Sneider war es etwas Neues . . .

Und als ich es ihm erklärte, da erst fiel mir ein, daß wir Harald noch nicht einmal Will Carlsons wenige Worte mitgeteilt hatten, da holte ich dies nach, berichtete kurzen Erfolg des Experiments . . .

Harald meinte:

„Wahrscheinlich befindet sich Kld Saunder also auf einer Insel, die bei den Negern Gorilla-Insel heißt . . . Schitua wird Gorilla bedeuten.“

„Dasselbe nehme auch ich an,“ sagte der Inspektor. „Ich hoffe, wir werden auf diese Weise die Insel entdecken . . .“

„Das hoffe ich ebenfalls,“ nickte Harst. „Und Saunder hoffe ich weiter, wird in Ketten wieder englischen Boden betreten. Sein Nash ist voll.“

„Um — — beweisen Sie ihm etwas, Harst . . .!“

Nichts können Sie ihm bisher beweisen — gar nichts!“

„Es wird sich noch manches ereignen, Doktor . . . Warten Sie nur ab. — Ich denke, wir können nun wieder an Bord gehen. Das Fenster der Kabine Saunders wurde soeben dunkel . . .“ —

Als wir dann auf Deck der Nacht den Detektiv Sandfort fragten, ob Saunder ihm über Carson irgend etwas erklärt habe, erwiderte Sandfort, der Milliardär hätte nur gesagt, daß er es für Christenpflicht halte, Carson nicht so elend in der Parade sterben zu lassen.

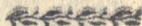
Suider lachte leise und drohend.

„Christenpflicht — — der Lump!“

Dann begaben wir uns in unsere Kabinen . . . —

Und als ich bereits unter meinem Moskitoneß im Bett lag, als Harald mir leise gute Nacht zurief, da fügte er noch hinzu:

„Unter den Negern, die den Pfahl nachmittags umstanden, befanden sich drei, die das Haar mit Lehm zu einem Turban zusammengeliefert hatten — drei von einem anderen Stamme. Und mit dem einen sah ich Saunder flüstern, als wir die Faktorei besichtigten. Ich wette: Saunder und der Kapitän haben sich vorher im Dorfe mit diesem Schwarzen getroffen. — Wir werden also sehr vorsichtig sein, lieber Vater . . . Nochmals — gute Nacht . . .!“



5. Kapitel.

Die Schlangenhaut.

Die nächste meiner Notizen:

18. 11. 23,

vormittags elf Uhr.

Die Nacht hat die Station um neun Uhr verlassen. Wir fahren den Manjemo weiter aufwärts. Saunder hat einen der Schwarzen mit dem Lehmturban als Führer

mitgenommen. Der Neger gehört zum Volke der Viruwu, die gleichfalls Menschenfresser sein sollen. — Carson ist morgens acht Uhr verschieden und neben der Station feierlich beerdigt worden. Saunder hielt eine rührende Grabrede.

Am diesem dreizehnten November angestellte Doktor Jobbsfel wieder den ganzen Tag, und wir beide leisteten ihm Gesellschaft. Saunder war zu uns unverändert. Der Neger Viruwu, übrigens einer der wenigen, die die Schlafkrankheit überstanden haben und nun immun gegen das Gift der Stiechfliege sind, spricht leidlich englisch, da er mal an der Küste als Clauer gearbeitet haben will. Harst hatte sich mit ihm längere Zeit in Gegenwart Saunders unterhalten.

Frau Edith blieb unsichtbar. Erst nachmittags sahen wir sie im Salon, wo Harald ihr dann irgend etwas zuflüsterte.

So verging auch dieser Tag. Wir legten an drei Negerdörfern an, und Saunder fragte mit Hilfe des Viruwu, der den Dolmetscher spielte, die Schwarzen gründlich aus — ohne jeden Erfolg.

Es wurde Abend . . .

Und noch immer sah Doktor Jobbsfel und angeste . . .

Wir lagen neben ihm in den bequemen Deckstühlen, rauchten . . .

Wie Harald mit einem Male sehr leise sagte:

„Die Nacht kriecht förmlich, und bei jedem der Dörfer haben wir eine Stunde zugebracht . . .“

Der Inspektor schaute auf.

„Was argwöhnen Sie, Harst?“

„Dah dieses Schnecken-tempo der Nacht nur den Zwed hat, den beiden anderen Viruwu, die in der Station weilten, Zeit zu geben, die Dörfer des Stammes am Ufer des Salebo, des rechten Nebenflusses des Maniemo, vor uns zu erreichen . . .“

„Ah — unseretwegen?“

„Freilich . . . Saunder will uns hier verschlucken“

lassen, auch Sandfort . . . Er ahnt die Wahrheit. Er hat auch Sie durchschaut, Inspektor . . . Ich sing heute ein paar Blide auf, die Ihnen und Sandfort galten . . . Mörderblide . . .“

Snider zuckte die Achseln . . .

„Mich kriegt er nicht, und Sandfort erst recht nicht . . . Im schlimmsten Falle legitimiere ich mich der Befahrung gegenüber. Das sind alles brave Kerle, die den Saufbold Vittercray verachten und Saunder nicht minder.“

„Hu — wenn es uns vieren an den Kragen gehen soll, lieber Inspektor, so wird Saunder das schon so fein einrichten, daß die Geschichte geräuschlos klappt und er außer jedem Mordverdacht bleibt . . . — Ich hoffe trotzdem, Sie noch rechtzeitig warnen zu können. Ich werde schon noch herausbekommen, wie wir umgebracht werden sollen . . .!“

Snider riß an der Angelschnur . . .

Er hatte jetzt wahrhaftig einen Riesenburschen am Haken, eine Art Wels, einen Kerl von anderthalb Meter Länge . . .

Wir hielten ihn, den Prachtsfisch an Deck zu hissen . . .

Das war nicht ganz einfach . . . Die geteerte Schnur brohte zu reißen . . .

Und als der Fisch dann im roten Glanz der untergehenden Sonne auf den Deckplanken lag, als die ganze Befahrung um uns herumstand, als auch Saunder rief: „Donner — welch ein Bursche!“ . . . da rief einer der Matrosen fast in einem Atem:

„Der Fisch trägt einen Metallring vor der Schwanzflosse . . .!“

„Laternen herr!“ befahl Harst . . .

Ein anderer Matrose hatte dem ungebärdigen Wasserbewohner schon durch einen Weithieb den Rest gegeben . . .

Und bei Laternenlicht erkannten wir nun, daß der Metallring nichts anderes war als ein verrosteter Fahrreiß aus Eisen, den irgend jemand dem offenbar bereits einmal in Gefangenschaft geratenen Fische um den Schwanz genietet hatte . . .

Der Reifen war jedoch über und über mit Rost bedeckt, und es ließ sich nicht mehr feststellen, ob er etwa eine Inschrift gehabt hatte, was wohl mit Sicherheit anzunehmen war.

Der vom Fischschwanz losgelöste Reifen wanderte von Hand zu Hand, und schließlich trug Saunder ihn dann in seine Kabine hinab, indem er erklärte, er wolle ihn als Andenken aufbewahren.

Die Matrosen zerstreuten sich wieder.

Wir drei waren allein.

Harald säuberte sich die Hände in einem Wasserbottich und flüsterte:

„Der gute Saunder ist um einen Posttag zu spät gekommen . . . Der Fahrreifen ängstigt ihn. Deshalb nahm er ihn mit. Es könnte ja ein Lebenszeichen Kids sein! — Nun, wenn Sie, lieber Doktor, und Sandfort sich so um Mitternacht in aller Stille bei uns in der Kabine einfinden wollen, werde ich Ihnen den Inhalt der kleinen Konservenbüchse zeigen, die mit Draht an dem rostigen Reifen befestigt war und die ich verschwinden ließ — — zum Glück!“

Er lachte leise . . .

Und Snider meinte atemlos:

„Sollte dieser unglaubliche Zufall uns wirklich eine zweite Kunde über Kids Schicksale in die Hände gespielt haben?“

„Das ist wohl kaum anzunehmen . . . Immerhin wird die Büchse Interessantes bergen . . . — Also gegen zwölf Uhr, Inspektor . . .“

Dann gingen wir in den Salon, um den Mückenschwärmen zu entfliehen, die jetzt schon in ganzen Wolken über dem abendlichen Flusse schwebten. —

Um halb zehn abends legte die Jacht am rechten Ufer an einer Ansammlung von Treibholz an. Um zehn waren wir mit dem Abendessen fertig, und um elf hatten Saunder und der Kapitän bereits wieder das musikalische Studium

ihrer Trunkenheit erreicht — das heißt, sie gröhnten Gassenhauer . . .

Eine Stunde später schienen sie in ihren Sesseln eingeschlafen zu sein. Sunder und Sandfort konnten also ohne Gefahr uns besuchen, kamen kurz vor zwölf Uhr und wurden so Zeugen, wie Harald nun erst mit der großen Klinge seines Taschenmessers den stark eingefetteten Deckel der Büchse losprengte . . .

Wir vier waren gleich gespannt, was wir in dem rostigen Behälter finden würden . . .

Und — siehe da — in der kleinen Büchse lag . . . ein Stück Schlangenhaut, eng zusammengerollt . . .

Bunte Schlangenhaut von einer der bis drei Meter langen Bissaka-Schlangen, die als giftige Wasserreptile den Rongo und dessen Nebenflüsse bewohnen. —

Gerade als Harald nun den Streifen Haut auf dem Tische glatt strich, erklang auf Deck ein halb erstickter Schrei . . .

Unsere Kabinensenster waren offen. Die Vorhänge jedoch vorgezogen.

Ganz deutlich hatten wir den Schrei gehört . . .

Schauten uns an . . .

Und — verloren kostbare Sekunden . . .

Denn nun — — flog plötzlich unsere Tür auf . . .

Und im selben Augenblick war's, als ob die Hölle ringsum erwachte . . .

Ein Gebrüll ertönte — so satanisch, daß wir zusammenstürzten . . .

Herein wälzte sich eine Woge heulender schwarzer Teufel.

Im Nu hatten wir jeder vier, fünf Neger am Halse . . .

Keulenhiebe bröhnten . . .

Ich knickte zusammen . . . Verlor das Bewußtsein . . . schien in einen endlosen Abgrund zu fallen — endlos — finster . . .

Das letzte, was mein Hirn noch als äußeren Eindruck bearbeitete, war der Klang von Schüssen auf Dede . . . — Hiermit will ich den ersten Teil dieses Abenteuers schließen . . .



Die Gorillainfel

1. Kapitel

Fünf Tage .

Aufzeichnungen aus meinem Notizbuch stehen mir für diesen zweiten Teil nicht mehr zur Verfügung, denn — mein Notizbuch geriet erst weit später wieder in meine Hände, als wir längst wieder frei waren . . . längst . . . ! —

Um nun weiter bei dem Bilde zu bleiben, das ich in den letzten Zeilen des ersten Teiles benutzte, — bei dem Bilde von dem unendlichen Abgrund, in den ich stürzte: dieser Abgrund endete — in einem großen Nachen, der von zwölf Schwarzen gerudert wurde, das heißt, in diesem Nachen kam ich wieder zur Besinnung, gefesselt mit Baststricken — auf einem Haufen Moos — neben Harald, Snider und Sandfort . . . !

Ein Negerkahn war's, hergestellt aus einem Urwaldriesen, hinten mit Matten überdacht. Unter diesem Dache lagen wir zu Füßen eines Schwarzen, der offenbar eine

hervorragende Persönlichkeit seines Stammes war, denn er hatte einen belgischen grasgrünen Uniformrock an, dessen Schultern an Stelle von Achselstücken mit mächtigen Bronzescheiben verziert waren.

Als ich ganz allmählich Ordnung in meine Gedanken brachte und mir trotz der wahnsinnigen Schmerzen im Schädel und im Genick die letzten Ereignisse ins Gedächtnis zurückrief, — als mein noch halb verschleierter Blick meine drei Unglücksgefährten streifte, da wußte ich, wem wir diese Gefangennahme zu verdanken hatten: Lionel Saunber! Nur ihm! Der Ueberfall auf die Nacht hatte nur uns vieren gegolten — denn die Angreifer waren ja ihren Lehmurbanen nach Biruwu gewesen! Und — Biruwu sahen auch hier im Baumkahn als Ruderer, und der schwarze dicke Kerl im Uniformrock war gleichfalls ein Freund des lehmverkleisterten Kopfschmucks! —

Ich hatte nach dem ersten flüchtigen Rundblick die Augen schnell wieder geschlossen. Ich hielt es für vorteilhafter, noch den Ohnmächtigen zu spielen. Man konnte nicht wissen, wozu es gut war.

Nach einer Weile, als ich mich schon leiblich erholt hatte, blinzelte ich abermals durch die Lider hindurch und schaute mir den Uniformierten genauer an.

Fraglos war dieser Menschenfresser ein Häuptling, König, bergleihen . . .

Auf seinem verflochtenen Rock trug er stolz die Kongomünze, die die Belgier jenen schwarzen Herrschaften verleihen, mit denen sie auf gutem Fuße stehen möchten . . .

Außerdem trug der fette Bursche im Lebergurt zwei Revolver nebst Ledersutteralen, und neben ihm lehnten zwei zu Jagdbüchsen umgearbeitete Militärgewehre.

Sein Gesicht zeigte den abstoßendsten Negertyp, den ich je gesehen. Die Unterlippe war irgendwie künstlich verlängert und hing wie eine Zunge herab. Die Vorderzähne waren spitz gefeilt, eine Sitte, die man übrigens auch bei den Kannibalen der Südsee findet.

Dieser schwarze Monarch rauchte . . .

Man denke: er rauchte Haralds Mirakulum-Zigaretten. Das goldene Etui meines Freundes lag aufgeklappt auf der Bank neben ihm . . .

Mirakulum . . ! — Ich roch es sofort, roch aber auch etwas anderes, einen nicht angenehmen würzig-scharfen Duft, der so stark war, daß er mich fast zum Niesen reizte. — Später lernte ich dieses Parfüm noch genauer kennen. Es handelte sich um den Saft einer Pflanze, die in den Biruru-Bergen häufig wächst und deren Geruch ähnlich wie Nelkenöl alle stechenden Plagegeister verscheucht. —

Nachdem ich so Seiner schwarzen Majestät genügend Aufmerksamkeit gewidmet hatte, wandte ich mich meinen Leidensgefährten mit ebenso vorsichtigem Blinzeln zu . . .

Ich sah: sie waren noch bewußtlos! — Und das Schlimmste: sie waren genau wie ich ohne Schleier und Handschuhel — Wenn also eine Glossina-Stechfliege uns anfallen wollte oder schon gestochen hatte, dann . . . waren wir Opfer der Suche, dann harrete unser ein Schicksal, wie wir es so vielfach in traurigsten Menschenbildern auf der Station vor uns gehabt hatten . . !

Dieser entsetzliche Gedanke ließ meinen Herzschlag stocken.

Doch — im selben Augenblick hörte ich auch schon ein pfeifendes Geräusch, und ein kühler Luftzug strich über mein Gesicht hin . . .

Und sah, daß Seine Majestät jetzt in der Hand eine Art Fliegenklatsche hielt, mit der er nun einen zweiten wütenden Hieb nach einer schrill summenden großen Fliege führte . . .

Da — — begriff ich: er hielt uns und sich die Kleinen Teufelsbestien vom Leib!

Ein Gefühl der Erleichterung überkam mich . . .

Und — ein jäher Gedankensprung leitete mich jetzt von der gefährlichen Glossina Palpalis zu . . . Frau Edith Saundler hin . . .

Ich erschrak aufs neue . .

Die Aermste war ja nun ohne jeden Schuh auf der Nacht zurückgeblieben . . . !

Und der Gedanke verschuchte mir auch den letzten Rest von Mattigkeit . . .

Leben und Thatenbrang erfüllte mich. Diese Wirtu-Menschenfresser sollten schon merken, daß mit uns nicht zu spaßen war. Diesen Niggern würden wir sehr bald entislichen . . .

Und — ich stieß ganz sacht den dicht neben mir liegenden Harald mit dem Ellenbogen an . . .

Ganz sacht . . .

Erhielt auch sofort Antwort . . .

Die Freude da . . . ! Harst war bei Bewußtsein, das war die Hauptsache: wenn nur er durch die Keulenhiebe nicht so schwer verletzt war, daß er untätig bleiben mußte, dann sollten die schwarzen Kannibalen sehr bald merken, mit wem sie hier angebunden hatten . . . !

Und — er gab nicht nur Antwort . . .

Er telegraphierte . . . Langer Ellenbogenbruch, kurzer Ellenbogenbruch: Morsezeichen . . . !

Ich gab genau acht . . .

„Hände . . . schon . . . frei . . .“ befehlerte er. „Werde die Gewehre an mich bringen . . .“

Aha — — der Tanz stand also dicht bevor.

Und — da konnte ich nicht anders. Ich mußte den schwarzen Fettkloß höhnisch andrängeln . . .

Leider . . . leider . . . !

Denn — er merkte es . . .

Er beugte sich zu mir herab . . .

Leider . . .

Zu spät schnellte Harst da empor. Der Eimerschäbel des Negers war ihm im Wege . . .

Und — ebenso schnell hatte da Seine kanniballische Majestät sich nach vorn fallen lassen, hatte Harst bei der Kehle, lag mit seinen zwei Zentnern Gewicht auf ihm und hielt ihm die Arme fest . . .

Brüllte dazu — wie ein gestochenes Schwein . . .

„Rindvieh!“ rief Harald mir wütend und leuchtend zu . . .

Ein paar der Ruderer sprangen herbei, fesselten ihm auß neue die Händen auf den Rücken . . .

Und ich . . . ich schämte mich, hätte mich am liebsten selbst ohrfeigen können . . .

Drückte die Augen fest zu. Wollte nichts mehr sehen und hören . . .

Bis vor mir jemand in einem fürchterlichen Englisch sagte:

„Maloba schießen, wenn Ihr nicht still liegen . . .!“

Maloba — — Maloball

Das war der Halunke, den Saunder an Bord der Jacht genommen hatte. Das war der Macher des Ganzen . . .!

— Ich erkannte seine Stimme, sein Englisch . . . Und — riskierte wieder einen Blick . . . sah Maloba vor uns

hocken, in der Hand eine unserer Elementpistolen . . .! — Rindvieh — — Rindvieh!!

Mit Recht Rindvieh! Alles hatte ich verdorben, hatte uns vielleicht für immer ins Unglück gestürzt! Denn — sobald Harald eins der Gewehre in der Hand gehabt hätte, wäre die schwarze Bande ja gellefert gewesen! Ausgekniffen wären die Burschen — ins Wasser gesprungen!

Und nun — — alles verdorben!

Ich . . . wollte Harald versöhnen . . .

Stieß ihn wieder an . . .

Nichts . . . Er rührte sich nicht, meldete sich nicht . . . —

Weiter und weiter glitt der große Nachen . . .

Viele Stunden . . .

Und vor uns hockte Maloba, der Schurke . . .

Neben uns rauchte der Fettkloß Mirakulum . . .!

Stunden — endlose Stunden . . .

Bis die Sonne sank, bis der Fluß zwischen bergigen Ufern dahinströmte . . .

Und hier in einem weiten Tale am linken Ufer ein Negerdorf — eine Negerstadt, der Hauptort der Wirutu:

Saradibu, die Residenz des schwarzen Herrschers Mandagossa!

Und — unser Gefängnis . . .
 Der Beginn unseres . . . Sklavenbaseins, — Sklaven-
 schwarzer Menschenfresser . . .!
 Das war unser Loos . . .



2. Kapitel.

Die Steinzade.

Der große Rachen laudete. Einige hundert Neger, Negerrinnen und Kinder standen am Ufer. Ein Geheul begrüßte uns, als ob die Hölle ihre sämtlichen Teufel hierher beordert hatte.

Inzwischen waren auch Suider und Sandfort wieder zur Besinnung gekommen. Wir vier hatten großes Glück gehabt, denn ein Hieb mit einer der Ebenholzkeulen der Veruwu knickt für gewöhnlich einen Menschenschädel wie eine Eierschale. Offenbar konnten die Schwarzen also in der Kabine nur mit geringer Kraft zugeschlagen haben und mußten dies auf höheren Befehl getan haben.

Man nahm uns jetzt die Baststricke von den Füßen ab und brachte uns an Land.

Jeder von uns war von einem Duzend bewaffneter Neger umringt. Ein Duzend Lanzenspitzen umdrohten mich, und so schwankte ich, doch noch recht schwach und gepölnigt von wütenden Kopfschmerzen, dem ausgedehnten Dorfe zu, dessen Bienenkorbhütten sämtlich aus Steinen hergestellt waren. Als Mörtel benutzen die Viruwu Kuhdung und Lehm, eine Mischung, die steinhart wird und keine Feuchtigkeit anzieht.

Begleitet von der heulenden Rote, von Trommelschlägeru und Antilopenhorubläsern ging's durch die leidlich sauberen Straßen der Residenz. Zum Tell trugen die Neger bereits

brennende Fackeln, da die kurze Abenddämmerung sehr bald von der Nacht abgelöst werden mußte.

Das große Dorf war rings von einer wohl fünf Meter hohen Mauer umgeben, und vor dieser war wieder ein Gürtel von Dornengestrüpp angelegt worden.

Was mir weiter auffiel, war die große Anzahl moderner Gewehre, die die Viruwu besaßen. Wohl jeder zehnte Mann hatte eine Büchse, und Vorderladegewehre waren in unzähligen Exemplaren zu bemerken. Das Viruwu-Volk stellte also in der That für die Herren des Kongo-Staates keinen geringsfügigen Gegner dar.

Vor den Hütten waren oft ganze Pyramiden von Menschenschädeln aufgebaut. Bei den Viruwu ist der Leichenhandel seit langem die einfachste Art, sich das vielbegehrte Menschenfleisch zu beschaffen. Stirbt ein minder Begüterter, so verschachern die Verwandten die Leiche an einen Reichen. Dieser widerwärtige Handel ist übrigens auch bei anderen Negervölkern des Kongogebietes Sitte.

Und dann — auch hier überall die traurigen Anzeichen, daß man sich in einer von der Schlafkrankheit verseuchten Gegend befand. Auch hier diese Schreckensbilder der Kranken in allen Stadien, auch hier Tobsüchtige, die wie wilde Tiere an Wähe gekettet waren. Am allertraurigsten wirkten die kranken Kinder, wahre Skelette mit unförmig aufgetriebenen Bäuchen, in den Augen einen Ausdruck unendlichen Stumpf-
sinns.

Immerhin — so schlimm waren die Verheerungen der Schlafkrankheit hier doch nicht wie in den Uferdörfern des Manjemo, die wir mit der Nacht während des vergangenen Tages besucht hatten. Vielleicht war ich gegen all dies Grauenhafte auch bereits etwas gleichgültig geworden. —

Der Zug bewegte sich mit uns durch das Dorf und nach Norden zu dann weiter in ein ebenso ausgedehntes Seitental hinein, wo der Reichthum der Viruwu weidete: Rinder, Schafe, Ziegen — zu Tausenden!

Und all diese Herden waren von bewaffneten Schwarzen

bewacht, waren jetzt bei Anbruch der Dunkelheit von lodernen Feuern umgeben, denn aus den Schluchten der Viruwu-Berge stiegen nachts die schlimmsten Feinde der Neger herab, Löwe und Leopard, und suchten ein Kind, ein Schaf zu erbeuten, hatten es aber noch weit mehr auf die Schwarzen selbst abgesehen.

Eine Berglehne ging's nun hinan — bis zu einer kleinen Schlucht mit senkrechten Hängen. Und hier band man uns Baststricke um die Brust, ließ uns in die Finsternis des Abgrundes hinabgleiten — mit gefesselten Händen, wohl zwanzig Meter tief.

Das war unser Kerker hier bei den Viruwu . . .

Die Basttaue warf man dann auf uns herab, und im Finstern standen wir vier nebeneinander, Opfer der Helmlücke eines Mannes, der in England zu den angesehensten Großindustriellen gehörte und der doch ein Verbrecher war.

Opfer auch meines Leichtsinns, eines unvorsichtigen Blickes!

Viel gutzumachen hatte ich an den Gefährten . . . Und in dieser Minute, da wir angesichts eines ungewissen Schicksals hier auf hartem nackten Gestein nebeneinander standen, nahm ich mir vor, meinerseits alles zu tun, was ich irgend vermochte, um unser ernstes Los schleunigst zu ändern. —

Es ist mir nicht möglich, hier Einzelheiten über die fünf Tage unserer Gefangenschaft zu bringen, Ich will nur erwähnen, daß Harald kein Wort mit mir sprach, daß man uns in dem engen Schlund sehr schlecht verpflegte und daß Makoba, der englisch sprechende Viruwu, uns am Morgen an Stricken fünfzehn Gewehre herablief, die wir mit ganz ungenügenden Werkzeugen wieder in Ordnung bringen sollten. Unsere Handfesseln hatten wir uns gegenseitig abgenommen. — Die Schlucht war etwa dreißig Meter lang und acht Meter breit, ein ungeheurer Schacht mit glatten Wänden, die zum Seil sogar überhängen. An Flucht aus diesem Felsloche war nicht zu denken, zumal Tag und Nacht oben an der Kante zehn mit Büchsen bewaffnete Viruwu Wache

Vier Tage gingen so für uns hin. Harald blieb mir gegenüber unverföhnlich. Ich war Lust für ihn.

Wir hatten weder Decken noch irgend etwas Weiches als Lager, mußten auf dem kalten Gestein schlafen und lagen nachts eng aneinander, denn die Nächte waren recht kalt.

Zum Glück trugen auch Detektivinspektor Snider und der jugendliche Sandsfort ihr Schicksal mit männlicher Fassung, sogar mit Humor. Besonders Percy Sandsfort entpuppte sich als ein stets heiterer, sorgloser Gefährte, der dieses Abenteuer mehr als guten Scherz hinnahm und unseren Oberwärtler Makoba häufig durch Zurufe schwer ärgerte.

Daß wir die Auslichten einer Flucht immer wieder erörterten, ist wohl selbstverständlich. Snider brachte dabei die unmöglichsten Vorschläge zur Diskussion. Harald bewies ihm dann stets, daß sie unausführbar waren. Er blieb schweigsam und in sich gekehrt, selbst wenn wir über die arme Frau Edith sprachen.

Andererseits war er es, der die Waffen mit viel Geschick wieder gebrauchsfertig machte. Er hatte Makoba veranlaßt, uns Brennmaterial in die Schlucht hinabzuwerfen, weil wir einzelne Teile der Büchenschlösser ausglühen mußten. Auf diese Weise konnten wir in der dritten Nacht, die bitter kalt war, uns wenigstens an einem Feuer wärmen. —

Für den, der diese meine Erinnerungen, vielleicht behaglich in der Sofaecke sitzend, gierig überfliegt, mag diese Gefangenschaft nicht gar zu schlimm erscheinen. Ich möchte deshalb hier noch auf eins besonders aufmerksam machen: auf unsere geheime und beständige Angst, daß eines Tages einer von uns von den Biruwu — — als wohlschmeckender Braten auserwählt werden könnte!

Und diese Angst beunruhigte uns fortdauernd. Keiner von uns verriet sie, und doch sah ich es selbst Harald an, daß er mit einem solch tragischen Ende rechnete. —

Vier Tage schlichen so hin . . . Der fünfte brach an. Wir hatten inzwischen schon zweiundzwanzig Büchsen repa-

rlert und waren durch etwas bessere Kost belohnt worden. Meine Annäherungsversuche wies Harald nach wie vor mit eisigem Schweigen zurück. Ich litt sehr darunter, und mein ganzes Sinnen und Trachten ging dahin, doch irgend eine Möglichkeit zur Flucht herauszufinden. Wenn ich mit einem rauhen Stein einen Ersatzteil für ein Büchsenchloß nach Haralds Anweisungen zurechtstellte, waren meine Gedanken stets bei demselben Gegenstand: Flucht — — Flucht!!

Am Mittag des fünften Tages, als wir den ellen, mit Hammeltalg gekochten Hirscebrel mit den Fingern aus schmieriger Tonschüssel auslöffelten, glitten meine Blicke zum so und so vielen Male über die steilen Wände unseres Kerkers hin . . .

Und blieben plötzlich an einer Stelle haften . . .

Bohrten sich förmlich ein in die Spalte, aus der unten etwas wie eine Steinzacke herausragte — vielleicht fünf Meter über dem Boden . . .

Und gleichzeitig ein prüfender Gedanke, eine Frage: war denn diese Steinzacke schon gestern da? Sollte ich sie wirklich übersehen haben?!

Und ebenso gleichzeitig ein kühner Plan — wie ein Blitz aufsteigend im grübelnden Hirn . . . —

Wenn nur die Nacht erst da wäre . . .

Die schwarze Nacht vor Mondesausgang . . . — —

Die Nacht war da . . .

Dunkles Gewölz umflorte den Himmel. Kein Stern zu sehen.

Elf Uhr mochte es sein. Die Gefährten schliefen. Das Feuer neben uns war erloschen.

Aber oben am Rande der Schlucht tobten an vier Stellen Holzstöße, an denen Gestalten hockten . . .

Qualm und Funken schossen in die Luft, vom Winde gejagt. Zudender Schein fiel mitunter bis zum Grunde der Schlucht.

Ich kroch davon. Laullos, blüht an die Felswand ge-

schmlegt, zwischen Steintrümmern hindurch — der Nordseite zu. Unter dem Knoten trug ich ein Ende der Basttaue.

Unter der Jacke, die etwa ein Meter aus der keilsförmigen Spalte herausragte, machte ich Halt.

Eine Schlinge knotete ich in das Tau — wie eine Lasso-
schlinge.

Und — — begann nach der Felsjacke zu zielen, zu werfen, wollte die Schlinge über den Steindorn gleiten lassen, dann emporklettern und zusehen, ob die Spalte nicht groß genug, einen Menschen aufzunehmen. Hinter der Spalte konnte ein Hohlraum liegen, eine Höhle. Wir waren hier ja im Gebirge. Weshalb sollte es hier nicht Höhlen geben? Und — die Steinjacke war ja bestimmt gestern noch nicht vorhanden gewesen — bestimmt nicht! Irgend jemand mußte dieses Felsstück dort angebracht haben, und dieser Jemand konnte nur durch eine Höhle bis an die kleine Spalte gelangt sein . . . ! —

Ich schleuderte das Tau — wohl einige Dutzend Male . . . Ohne Erfolg . . . Ich bin kein Cowboy, kein Lasso-
werfer. Und es war finster, so finster, daß ich nur unge-
fähr die Richtung meines Zieles kannte.

Ich wurde müde und mutlos. Der rechte Arm tat mir weh, erlahmte . . .

Ich stand da mit hängendem Kopf, ruhte aus . . .

Plötzlich — eine Hand auf meiner Schulter . . .

Ich sahre herum . . .

Harald . . . !

Er sagt freundlich: „Ich werde es versuchen, mein Alter . . . Es genügt, daß Du Snider und Sandfort gegenüber als unser Retter giltst. Sie wissen, daß Du uns so böse hineingelegt hast, und sie schweigen nur aus Zartgefühl. Ich spielte den Gefränkten, damit Du so etwas aus Deiner Bequemlichkeit wachgerüttelt wirst . . .“

Und seine Hand griff nach der meinen.

Der Händedruck wischte alles weg.

Dann nahm er den Lasso . . .

Und beim dritten Wurf war die Schlinge über die Facke gegliiten, hielt, ließ sich zuziehen . . .

„Ich werde nach oben klettern,“ flüsterte Harald . . .

„Nein — bitte, laß mir den Vortritt . . .“

„Gut . . . — Und wenn Du so James Crooc als erster ergrüht, sage ihm nur gleich, daß seine Schlangenhaut in gute Hände geraten ist . . .“

Ich — — war sprachlos . . .

Crooc — James Crooc?! — Das war ja der Detektiv, den Frau Edith hier nach dem Kongo geschickt hatte und der spurlos verschwunden war . . .

Und — — die Schlangenhaut aus der Blechbüchse, — — Croocs Werk?!

„Ja, an die Schlangenhaut habt Ihr gar nicht mehr gedacht, Ihr drei . . .“ meinte Harald gutgelaunt. „Als gedacht, Ihr drei . . .“ meinte Harald gutgelaunt. „Als die Schwarzen uns in der Kabine überfielen, schob ich sie rasch noch in den Armel, habe sie nun längst genau besichtigt. Crooc hat sie dem Riesenfisch an den Schwanz genietet und mit Pflanzenfett folgendes auf die Haut geschrieben:

Vin felt einem Jahr Gefangener der Biruwu-Neger am Galebo-Fluß und in einer Höhle am Flußufer westlich des Dorfes eingesperrt, wo ich für die Schwarzen Pulver herstellen und ihre Gewehrpatronen frisch laden muß. — James Crooc, Privatdetektiv, London, Bubbardstreet 18. —

„Natürlich hat Crooc nichts das Felsenstück aus der Spalte herausgeschoben,“ fügte Harald hinzu. „Mehr hat er nicht gewagt. Es muß hinter der Spalte eine Höhle geben, und . . .“

Wir beide prallten zur Seite . . .

Am Basttau war blitzschnell ein Mensch herabgeglitten — ein endlos langer Europäer . . .: James Crooc!!

„Schnell — schnell!!“ flüsterte er . . . „Eine Gelegenheit wie diese bietet sich nie wieder . . . — Holen Sie Ihre beiden Gefährten . . .“

Harst glüht schon davon . . .

„Wer sind Sie eigentlich, meine Herren?“ fragte Crooc ebenso hastig. „Und wie sind denn Sie in diese Lage geraten? — Ich hätte niemals geahnt, daß die Biruwu abermals ein paar Europäer aufgegriffen haben, wenn nicht Ihr lärmender Empfang vor fünf Tagen mich stukig gemacht und mich veranlaßt hätte, eins der Negermädchen auszuforschen, für die ich gelegentlich Schmudsfachen aus Kupfer arbeite . . .“

Ich nannte die Namen der beiden Engländer und die unsrigen.

Crooc packte meinen Arm. „Herr Gott — Harst und Schraut . . .! — Bin ich denn blind gewesen? Ich kenne Sie doch . . . Und trotzdem . . .“

„Die Stoppelbärte machen's,“ lachte ich leise. „Nur die Stoppelbärte, Mr. Crooc . . .“

Dann kamen schon Snider, Sandfort und Harald herbeigehuscht. Harst trug fünf Büchsen in: Arm, die wir heute repariert hatten.

Ohne viele Worte einigten wir uns dann. Crooc kletterte als erster empor, ihm folgten Sandfort, Snider und ich. Harst kam als letzter.

Die Spalte war so eng, daß ich bei meiner Leibesfülle nur mit genauer Not hindurchkam.

Die Höhle dahinter war ein System von Grotten in mehreren Stockwerken. Crooc hatte fünf Harzlackeln mitgebracht und spielte nun den Führer. Etwa zwanzig Minuten brauchten wir, um bis zu seinem Kerker zu gelangen, einer kleinen Höhle dicht am Fluß, von der die Biruwu annahmen, daß sie keinen zweiten Ausgang hätte. Und doch war ein solcher vorhanden, freilich dicht unter der Decke und wieder so eng und schmal, daß ich mich förmlich hindurchquetschen mußte.

Der eigentliche Ausgang dieses Gefängnisses war von den Biruwu bis auf zwei schmale Lichtlöcher und eine Türöffnung vermauert worden. Die Tür bestand aus Balken,

und vor ihr gab es noch zu allem Ueberfluß einen Dornenwall.

Erooc erzählte uns dies ganz kurz, zeigte auf die Balkentür und erklärte dann:

„Ich werde ständig von drei Schwarzen bewacht. Die Wächter heute sind Schlafkranke im vorgeschrittenen Stadium. Sie werden der Schlassucht nicht widerstehen können und wahrscheinlich jetzt schon wie die Bewußtlosen daliegen. Die Türriegel habe ich schon früher derart bearbeitet, daß ich sie von innen wegschieben kann, und die Dornenbüsche vor der Tür lassen sich leicht wegräumen.“

„Sehr gut, Mr. Erooc,“ nickte Harald. „Eine Frage: haben Sie Gewehrpatronen hier? Sie sind hoch der Munitionsarbeiter der Viruwu . . . Wir haben Ihre Schlangenhaut gefunden — dank Snibers Angelleidenschaft . . .“

Der lange Erooc war geradezu erschüttert . . .

„Herr im Himmel — welch ein Zufall, meine Herren . . . ! Man lernt als alter Kerl wahrhaftig noch an eine Macht der Vorsehung glauben! — Gewiß sind Patronen da — in Menge. Sehen wir nach, ob sie auch für die Büchsen passen . . .“

Sie packten zum Tell. Jeder von uns erhielt vierzig Stück. Wir waren nicht mehr wehrlos. Wir schauten uns an — mit strahlenden Augen! Und dann — hinaus ins Freie . . .

Die armen schwarzen Todeskandidaten schliefen wirklich . . .

Erooc eilte in eine nahe leere Hütte uns voraus. Eine Ueberraschung brauchten wir hier nicht zu fürchten. Das Dorf lag zehn Minuten entfernt, und nachts wagte sich unnötig kein Viruwu ins Freie.

In der Hütte sagte Erooc, er wolle jetzt schnell noch Marassar-Kräuter sammeln, damit wir uns mit dem Saft Hände, Hals und Gesicht zum Schutz gegen die Stoffinsektenfliegen einreiben könnten.

So lernte ich denn nun den scharfen Duft des Marassar-

Krautes, das mir schon an Seiner schwarzen Majestät auf-fallen war, persönlich kennen. Wir — — stanken in der Frut zehn Meilen gegen den Wind," was uns jedoch nicht weiter belästigte, wenn wir auch zuerst reichlich niesen mußten.

Zu unserem nicht eben angenehmen Erstaunen erklärte Harald dann, daß er ohne seine Sachen, ohne sein Zigaretten-etui, seine Uhr, seine Pistole und den sonstigen Inhalt seiner Taschen nicht fliehen würde . . .

"Ich nehme an, daß König Mandagossa auch Schrauts und Ihr Eigentum in seinem . . . „Palaste" hat . . .," fügte er hinzu. „Ich werde die Sachen holen, und Sie können mir die Geschichte etwas erleichtern, meine Herren . . ."

Crooc warnte vor solcher Tollkühnheit . . .

"Mr. Harst, die Biruwu zählen gut tausend Krieger, und die meisten sind leidliche Schützen. Bedenken Sie, wie schwer es uns werden wird, der Bande zu entkommen, wenn wir sie erst auf den Fersen haben."

"Das sehe ich durchaus ein, Mr. Crooc," erwiderte Harald liebenswürdig. „Ich möchte jedoch auch mit König Mandagossa gern ein Wörtchen unter vier Augen reden. Sie wissen noch nicht, Mr. Crooc, daß wir vier auf Lionel Saunders Jacht den Manjemo aufwärtsgefahren sind und daß Mr. Snider hier Detektivinspektor und auch hinter Saunder her ist . . ."

Wir standen in rabenschwarzer Finsternis in der Hütte. Wir konnten Croocs Gesicht nicht sehen. Aber wir hörten, daß er mit den Zähnen knirschte, daß ein Zischen über seine Lippen kam, dann ein Name:

"Ah — — Saunder, Lionel Saunder! Dem Schurken verdanke ich ja meine Gefangenschaft — dessen Gold, dessen Helfershelfern!"

"Nun also, Mr. Crooc . . .! Und ich wieder will aufklären, wie all das zusammenhängt, will aus König Mandagossas Munde hören, ob nicht auch Sid Saunder von den

Biruwu befehligt worden ist. — Gibt es irgend einen Zugang ins Dorf, der nicht nachts bewacht wird?"

„Ja, Mr. Harst, — ein paar Schlupflöcher durch den Dornenwall und die Mauer, die nur den Kriegeren bekannt und sehr gut verdeckt sind.“

„Warten Sie hier . . . Schrauf mag mitkommen . . .“
Ganz schlicht sagte er's. Kein Befehl. Und doch einer,
denn — Harst sagte es, und dem widersprach niemand.
Wir gingen . . .



3. Kapitel.

König Mandagossa.

Im allgemeinen haben wir selten Abenteuer erlebt, deren Einzelheiten so etwas an Karl Mays Indianerromantik erinnerten.

Dieses Kapitel erinnert daran, und deshalb will ich mich auch möglichst kurz fassen, denn es gehört nicht recht in eine Detektivverzählung hinein.

Wir beide schlichen zu Crooc's naher Höhle zurück und trugen einen der schlafenden Wächter so rasch nach der Hütte, daß der Uermiste erst richtig zur Besinnung kam, als er bereits gefesselt war.

Crooc machte jetzt den Dolmetscher. Er hatte während seiner Gefangenschaft einiges vom Biruwu-Dialekt gelernt, und sehr bald war denn auch dem Schwarzen klar, daß ihm der Tod drohte, falls er uns nicht verriete, wo eines der Schlupflöcher durch Dornenwall und Mauer zu suchen sei.

Der Mann beschrieb uns recht genau eine Stelle, die wir unmöglich verfehlen konnten, und Crooc wieder gab uns noch wertvollere Winke, wie wir am leichtesten in die von hohen Jäunen umfriedeten Höfe des Palastes Mandagossa's auch mal das Krähen eines Hahns, der sich in der Zeit eindringen könnten.

So verschwanden wir beide denn wieder in Richtung des Dorfes. Inzwischen hatte ein leichter Regen eingesetzt, der uns nur willkommen war. — Wir fanden den Durchschluß, nachdem wir uns vorher die Umgebung noch für alle Fälle recht sorgfältig angesehen hatten. Ebenso hatten wir einen Treffpunkt verabredet, falls wir uns trennen mußten oder sonstwie auseinander kämen.

Harald kroch voran. Das in den Dornenwall geschnittene Loch war vielleicht ein Meter hoch und ebenso breit. Was uns sehr behinderte, war der Mangel jeglichen Beleuchtungsmittels. Wir mußten uns ganz auf unsere Augen und auf unseren Tastsinn verlassen.

Auch durch die Mauer gelangten wir ohne Schwierigkeit, obwohl das Mauerloch durch Balken verrammelt war, die wir erst wegräumen mußten.

Hätten die Biruwu sich Hunde gehalten, so wäre unser Unternehmen von vornherein unmöglich gewesen. Der Hund ist jedoch in ganz Afrika recht selten.

Die Gassen des Dorfes waren still und leer. Hin und wieder hörten wir wohl Stimmen aus den Steinhütten, geirrt hatte. Aber keine Menschenseele begegnete uns, und unangefochten erreichten wir den geflochtenen Zaun, der die Baulichkeiten des sogenannten Palastes umgab.

Wir kletterten hinüber. — Ohne Croocs Beschreibung würden wir uns hier in den vielen Höfen, Hütten und Vorrathshäusern nie zurechtgefunden haben. Für einen Negerfürsten war dieser Palast wirklich recht imposant.

Zwei Zwischenfälle ereigneten sich hier. Zweimal hätte man uns beinahe bemerkt, obwohl wir so vorsichtig waren, uns nur auf allen Vieren vorwärts zu bewegen.

Die eigentliche Wohnhütte des fetten Mandagossa war ein Riesensbau von gut fünfzig Meter Länge, ebenfalls aus Stein, außen aber durch Flußmuscheln verziert, die man in den Mörtel eingebracht hatte.

Wir betraten die Hütte durch den Haupteingang, der nur durch eine Matte verschlossen war. Zu unserer Freude

zelgte sich der Längsgang des Gebäudes durch sechs Oellampen erleuchtet. Wir sahen eine Menge Mattentüren und mußten nur das Schlafgemach Seiner Majestät durch eigenes Geschick uns herausfinden.

Hier in dem Längsgange war die Gefahr des Entdecktwerdens für uns am größten. Crooc hatte uns darauf aufmerksam gemacht, daß der Harem Mandagoffas dreißig Weiber umfaßte, die alle dasselbe Gebäude bewohnten.

Harald ließ sich jetzt einzig und allein durch das Gehör leiten. Mit verblüffender Sicherheit führte er mich zu einer Mattentür, hinter der anscheinend ein an der Schnarchkrankheit leidendes Riesennashorn erstklassige Schnarchübungen abhielt.

Ich mußte unwillkürlich lächeln, als ich diese Töne vernahm, die fraglos nur der verfetteten Kehle Seiner Majestät entströmen konnten . . .

Und dabei war mir wahrhaftig gar nicht behaglich zu Mutel!

Harst hob die Matte . . .

Wir schauten hinein . . . Drei Oellampen spendeten Licht. Auf einem Lager von Fellen lag Mandagoffa, und neben ihm . . . eine große, vierkantige Whiskyflasche, — genau so eine, wie sie zu den Vorräten der Jacht Manchester gehörte, mit hellgrünem Papierschild, darauf das Bild eines Matrosen . . .

Zum Glück war Mandagoffa im übrigen allein . . .

Wir krochen näher . . . Die Luft hier benahm uns den Atem. Selbst in Palästen schwarzer Könige riecht es nie nach Rosen. Im Gegenteil.

Harald begann dann nach dem zu suchen, was wir holen wollten . . .

Fand nichts . . .

Wir krochen wieder hinaus — und in den leeren weit größeren Nebenraum hinein. Und hier waren wir an der richtigen Stelle: es war dies offenbar Mandagoffas Audienzszimmer, Wohngemach, Speisesaal und . . . seine Stätte

liebllicher Erinnerungen an delikate Mahlzeiten, denn in jeder Ecke waren mannshohe Pyramiden sauber präparierter Totenschädel aufgeschichtet!

Wieder suchte Harald . . .

Da gab es eine ganze Menge Holzkisten, die den mannigfachen Inhalt hatten. Zwei der Lampen aus dem Längsgang leuchteten uns.

Ich stand an der Tür Posten — mit schußfertigen Gewehr . . .

Ich beobachtete, wie mein Freund in Eile eine Menge Gegenstände in eine Decke packte und die Decke nachher als Rucksack auf den Rücken band.

Dann reichte er mir dreierlei: meine Uhr nebst Kette, meine Taschenlampe und meine noch geladene Elementpistole!

Das genügte . . .! Und die Pistole war die Hauptsache.

Wir kehrten nun zu dem schnarrenden Nashorn zurück. Harald gab mir noch genaue Verhaltensmaßregeln . . .

Und — was dann folgte, bringt auch nur ein Harald Harst fertig — nur erst!

Denkfalls: Seine Majestät kam gar nicht dazu, um Hilfe zu rufen, war schon gebunden und geknebelt, bevor er sich aus seinem Whisthybusel auch nur etwas aufgerappelt hatte.

Harst hielt ihm die Pistole ins Gesicht, schob ihn vorwärts — durch den Gang — ins Freie . . .

Und weiter bis zum Zaune, bis zu einer der verriegelten Zaunpforten . . .

Weiter im Trab bis zur Mauer . . .

Als wir dann, abermals ohne jeden Zwischenfall, mit dem leuchtenden, laumelnden König der Biruwu bei der einsamen Hütte anlangten, wo die drei Engländer uns erwarteten, — als diese nun im grellen Lichtschein unserer Taschenlampen Mandagossa erkannten, da . . . brach der Rollee James Crooc in ein höchst unehrerbliches Gelächter

aus, und der hellere Junge Sandfort klatschte Seine Majestät mit der flachen Hand auf den nackten Speckbauch, — und Inspektor Reginald Snider sagte steigend:

„Oh — das haben Sie gut gemacht!“

Seiner Majestät Leiden und Demütigungen waren jedoch noch lange nicht zu Ende. Nein — er mußte nochmals traben, — zum Flusse hinab, wo wir uns einen mittelgroßen Nachen aussuchten und sofort dann vom Land abstiegen.

Mandagossa sah hinten am Steuer — wie ein Häufchen Unglück . . .

Jetzt rauchte er keine fremden Mirakulum . . . Jetzt rauchte Harald eine Mirakulum, die letzte aus seinem goldenen Etui, das nun wieder sein eigen war. —

Snider steuerte. Wir anderen ruderten. Wir fuhren mit der starken Strömung flussabwärts. Einige Male rannlen wir uns fest, kamen aber wieder frei. Die dunklen Ufer flogen nur so an uns vorüber.

Dann öffnete sich vor uns eine sehr große, seeartige Ausbuchtung des Stromes, und hier bogen wir nach Westen ab, landeten schließlich auf einer der zahlreichen Inselchen, deren dunkle Felsmassen nur wenig Baumwuchs besaßen.

Dieses Eiland bot uns ein überaus günstiges vorläufiges Versteck. Es vertiefte sich nach der Mitte schüsselartig, und einzelne Büsche gaben dem kleinen Tafe auch ein freundlicheres Ansehen.

Wald flackerten drei mächtige Feuer empor, deren Qualm uns das fliegende Getier vom Leibe hielt.

Und dann — packte Harald seinen Rucksack aus, gab jedem, was ihm geraubt war . . .

Und . . .



4. Kapitel.

Das Krokobil.

... und hielt mit einem Male Selner schwarzen Majestät ... eine silberne Uhr mit Sprungbedel unter die Nase ...

Wieder spielte Crooc den Dolmetscher ...

Folgendes Verhör begann ...

„Wie kommst Du zu dieser Uhr, die innen eingraviert den Namen Bill Carson trägt?“ fragte Harst durch Crooc den Negerkönig.

Matdagossa, noch mehr ein Häufchen Unglück als bisher, stellte sich dumm, erklärte schließlich, einer seiner Krieger habe ihm die Uhr geschenkt ...

Harst lachte hart ...

„Du lügst!“ Und er nahm seine Clement und zielte auf Mandagossas blut behaarte Brust ...

Die Drohung half jedoch nichts. Seine Majestät sah stumpfsinnig da und blinzelte Harst verschlafen an. Er schien genau zu wissen, daß wir keine Mörder waren.

Harst zuckte die Achseln und sagte zu uns:

„Wenn nicht so, dann anders ...! Er muß reden. Ich wette, daß Colonel Saunder diesen schwarzen Halunken hat bestechen lassen, damit dieser Kid und seine beiden Begleiter umbrächte. Saunder wollte Edith heiraten, und da war sein Bruder ihm im Wege.“

James Crooc, der Hagere, nickte ...

„Es wird schon so sein. Meine Erlebnisse beweisen das. Ich kam bis zur Station Karibur am Manjemo und zog Erkundigungen nach Kid bei den Belgiern ein. Auf der Station lungerten ein paar Biruwa herum, die sich mir dann als Führer und Ruderer anboten. Einer der Kerle sprach leidlich englisch ...“

„Ah -- Matoba, nicht wahr?“

„Ja — Malobai — Ich ahnte nichts Böses, nahm die sechs Schäfte in meinen Dienst und wurde von ihnen dann eines Nachts überwältigt, nachdem ich am Abend bei Malobai einen Revolver bemerkt hatte, der im holzbeschlagenen Kolben den Namen Carson zeigte. — Ich kann nur vermuten, daß ein paar Biruwu sich ständig auf der Station als Spione aufhalten.“

Harald dachte eine Weile nach . . . :

Dann mußte Crooc Mandagossa fragen, ob er den Kapitän John Bittercray persönlich kenne.

Mandagossa verneinte natürlich.

Und zu uns sagte Harald nun: „Bittercray ist nämlich vor einem Jahr etwa mehrere Monate beurlaubt gewesen, angeblich zum Besuch von Verwandten nach Amerika. Frau Edith erwähnte dies einmal. Wahrscheinlich hat Lionel Sander seinen Intimus hier nach dem Kongo geschickt, damit der Kapitän Kid und die anderen beseitigen ließe. — Crooc, fragen Sie den Nigger doch nochmals und drohen Sie ihm, daß wir ihn ins Wasser werfen, wenn . . .“

Da — — verstummte Harst . . .

Fuhr hoch . . .

Wir anderen auch . . . Nur Mandagossa blieb sitzen, weil seine Fettmassen und seine auf dem Rücken gefesselten Hände ihn hinderten . . .

Ein fremder Gast hatte sich, angelockt durch den Feuerchein, hier eingefunden . . .

Kam langsam herangewatschelt, verpestete die Luft mit seinem intensiven Moschusgeruch:

ein Krokodil!

— ein riesiges Vieh, sicher ein Bursche, der seine hundert Jahre zählte, was für Krokodile noch nicht einmal viel ist . . .

Deht hatte auch Seine fette Majestät das Ungeheuer bemerkt . . .

Glokte geradeaus . . .

Und begann zu kreischen — zu brüllen, rollte sich zur Seite, rollte vor Angst gerade in ein Feuer hinein . . .

Harst riß ihn empor . . . konnte jedoch nicht hindern, daß Mandagossas Rehrseite bereits ewige Brandwunden erhalten hatte . . . —

Das Krokodil ließ sich durch des Negers Geheul nicht stören, watschelte noch schneller vorwärts . . .

Schilfhalme hingen in den Fäden des Panzers der Rieseneidechse. Die kleinen Augen funkelten tückisch . . .

Und — mit einem Male hatte Harst da die dicke große Wolldecke aufgerafft, in der er unsere Sachen bis hierher auf dem Rücken getragen . . .

Hatte die Decke ebenso blitzschnell dem Krokodil über den Kopf geworfen und dann Seine Majestät beim Genick genommen.

Während die Panzereidechse sich noch abmühte, die Decke wieder loszuwerden, rief Harst dem Kollegen Crooc zu:

„Prohen Sie Mandagossa, daß wir ihn dem Krokodil als Beute überlassen, wenn er nicht eingesteht, ob er Pittercrap kennt.“

Und — siehe da! —, was die Element nicht erreicht hatte, das bewirkte das Krokodil: Seiner Majestät Gedächtnis besserte sich, und er kreischte ein mehrfaches Ja . . . —

Auch hinsichtlich Carsons Uhr gab er nun der Wahrheit die Ehre: Carson war monatelang der Gefangene der Biruwu gewesen und ihnen dann entflohen! —

Das Krokodil hatte jetzt den Kopf wieder frei. Harst ergriff einen brennenden Ast und hielt ihn der Bestie dicht vor die Nase. Auf diesen warmen Wink hin machte das gut drei Meter lange Ungetüm lehrte und watschelte wieder gemächlich von dannen. Wir hörten genau, wie es sich von einer steilen Uferstelle ins Wasser warf. —

Mandagossas Gedächtnis blieb jetzt vorzüglich. Man muß bedenken, daß die Neger vor Krokodilen fast noch mehr Angst haben als vor Löwen und Leoparden, zumal alle an Flußläufen lebenden Negervölker in den Wasserbewohnern eine Art überirdische Wesen verehren, so zum

Beispiel die hellgrüne Rissa-Wasserschlange, die bei ihrem Höhendienst eine große Rolle spielt.

So erfuhren wir denn auch endlich die volle Wahrheit.

Lionel Saunder hatte tatsächlich den Kapitän John Bittercray nach dem Manjemo geschickt, und Bittercray hatte mit einem mit Sauschartikeln gefüllten Boot sich bis nach Karabibu, der Hauptstadt der Viruwu, vorgewagt, war jedoch nachts an der belgischen Station vorübergefahren, um nicht bemerkt zu werden.

Die außerordentlich reichhaltige Last des Ritters hatte denn auch Mandagossa dazu bestimmt, Bittercray zu versprechen, die drei Weißen, die, wie er sehr wohl wußte, noch weiter aufwärts am Manjemo auf einer Insel hausten, dort zu überfallen. — Die Insel blieb bei den umwohnenden Negern allgemein Schikua-Insel, weil es dort früher sehr viel Gorillas gegeben hatte. Mandagossa schickte denn auch hundert seiner Krieger unter Führung Matobas in zwanzig Kähnen dorthin. Der Angriff auf die drei Holzhütten der neuen Faktorei mißglückte jedoch insofern, als Sid Saunder und einem seiner Gefährten gelang, in den Urwald der Insel zu entfliehen. Die Viruwu nahmen nur Carson gefangen und machten alle schwarzen Diener der Faktorei, die einem anderen Volke angehörten, nieder. Ueber Sids und des zweiten Weißen weitere Schicksale wußte der Neger nichts. Und offenbar entsprach dies auch der Wahrheit. —

Nachdem so zunächst dieser Teil der Schandthaten Lionel Saunders geklärt war, fragte Crooc Mandagossa, ob Kapitän Bittercray ihm nicht auch für später allerlei Verfügungsmaßregeln gegeben habe. — Der Fettkloß bejahte: Bittercray hatte gewünscht, daß Mandagossa die Station Karibu dauernd überwache und jeden verschwinden lasse, der dort nach Sid Saunders Erkundigungen einziehe. —

Trotz dieses Gesändnisses waren wir — mit Recht! — sehr enttäuscht, zumal Mandagossa versicherte, daß keiner seiner Leute je wieder die Faktorei besucht habe, nachdem

seine Krieger tagelang auf die beiden Flüchtlinge Jagd gemacht hatten.

Er beschrieb uns dann die Lage der Insel ganz genau und versprach uns, er würde fernerhin nichts gegen uns unternehmen, wenn wir ihn jetzt freigegeben wollten. —

Alles in allem war dieser Mandagossa für einen Negerkönig kein schlechter Kerl. Er hatte ja sowohl James Crooc als auch uns keineswegs unmenschlich behandelt. Sein Führer war . . . ein Europäer gewesen, ein Verbrecher, neben dem dieser Nigger als Unschuldengel erschien: Plonel Saunder!

Deshalb waren denn auch Snider, Crooc und Sandfort durchaus nicht abgeneigt, Mandagossa einfach laufen zu lassen.

Noch in derselben Nacht schafften wir also den Neger nach einer Insel im Stromlauf des Galebo, wo seine Krieger ihn sehr bald finden mußten. Als wir uns von ihm trennten, versicherte er nochmals hoch und heilig, daß wir fortan seine Freunde seien und daß wir auf seine Hilfe und Unterstützung jeder Zeit rechnen könnten.

Man merkte ihm an: er meinte es ehrlich!

Und als unser Rachen dann wieder in die Dunkelheit hinauschoß, rief er als letzten Gruß uns nach:

„Fahrt glücklich, Wanas (Herren) . . . ! Fahrt glücklich . . . !“ —

Morgens erreichten wir die Einmündung des Galebo in den Manjemo. Nun hieß es vorsichtig sein, denn wir wußten nicht, ob die Nacht umgekehrt oder noch weiter den Manjemo aufwärts gedampft war.

Wir wollten ihr nicht begegnen. Die Abrechnung mit Plonel Saunder sollte später erfolgen. Snider betonte auch, daß Frau Edith durch die Injektionen vor der Schlafkrankheit genügend geschützt sei. —

Harte Arbeit gab es jetzt. Wir mußten ja gegen die Strömung anrudern, und diese wurde immer stärker, je mehr die Landschaft ringsum gebirgigen Charakter annahm.

Der Tag ging vorüber, -- und von der Nacht hatten wir nirgends etwas bemerkt.

Am vier Dörfern waren wir vorübergekommen, hatten uns jedoch schon vorher rings um den Nachen eine Schutzwand von Zweigen hergestellt, die uns genügend deckte. Wir wollten nicht als Weiße erkannt werden.

Der Manjemo war hier stellenweise noch recht breit. Aber die Luft war gesünder, die Ufer nicht mehr sumpfig, und die Vogelwelt weniger scheu als in den südlicheren Gebieten. Horst schoß sechs Wildtauben, und Crooc holte mit einem in der Eile zurechtgezimmerten Fischepeer einen meterlangen Wels aus dem Wasser heraus.

So gab es denn als Hauptmahlzeit Geflügel und Fisch -- am offenen Feuer vorn im Nachen gebraten, wo sich eine mit Lehm und Steinen ausgelegte Feuerstelle befand.

Den Angaben Mandagossas nach mußten wir nun der in einer meilengroßen Flußbucht gelegenen Gorilla-Insel ganz nahe sein. Eifriger noch als bisher handhabten wir die Ruder. Die Sonne versank gerade hinter den Bergen, als links von uns, nur durch eine schmale Einfahrt mit dem Flusse verbunden, sich jene Bucht nun endlich in all ihrer Mannigfaltigkeit der vielen Inseln und der verschiedenartigen Uferpartien öffnete.

Der Nachen schoß in die Einfahrt hinein. Wir waren am Ziel . . .

Schon mit dem bloßen Auge erkannten wir in weiter Ferne eine besonders umfangreiche Insel und an deren uns zugekehrtem Ufer auf dem grünen Hintergrunde hochstämmiger Urwaldriesen drei helle kleine Hütten . . .

„Hallo -- --!“ rief da Percy Sandfort plötzlich. „Hallo -- das ist ja keine Gorilla-Insel, sondern eine Toteninsel . . .! Beim Admiral Nelson! Da sitzen vor der einen Hütte drei . . . Grippe!! Auf meine Augen ist Verlaß!“

Wir hörten zu rudern auf . . .

Erhoben uns im Nachen . . .

Starrten hinüber . . .

Und — bleiben stumm . . .

Sahen, daß Sandfort recht hatte, daß dort tatsächlich drei gelbweiße Knochenmänner an einem Bretterstisch vor der größten Hütte saßen . . .

Harst aufmunternd meinte:

„Vorwärts — wir müssen der Sache nun völlig auf den Grund gehen! Schraub und ich werden uns vorn ins Boot stellen und die Rüdchen bereithalten . . . Los denn — heran an die Toteninsel!“



5. Kapitel.

Und doch — Gorilla-Insel!

Unsere drei Gefährten lezten sich mächtig ins Ruder. Der Rachen glitt näher und näher. Hier, wo keine Strömung die treibende Kraft der Ruder schwächte, bewies der Neger Kahn, daß er tadellos gebaut war.

Harst und ich standen vorn, die entscherten Gewehre in der Hand . . .

Diese einsame, verlassene kleine Faktorei dort maähte sehr, vergoldet von dem roten Widerschein des Abendhimmels, einen so unheimlichen Eindruck, daß selbst Harst mir zuraunte:

„Wer weiß, was noch hinter dieser schelbaren Lebenslosigkeit steckt . . . Mir gefällt die Geschichte sehr wenig! Also — Augen auf, mein Alter . . .!“

Dreißig Meter mochten wir noch vom Ufer entfernt sein, als aus der offenen Tür der Wohnhütte . . . ein riesiger Gorilla schwerfällig herauskam, nach uns der Menschenaffen sich mit den Händen auf den Boden nähernd.

Er sah uns, blieb stehen . . .

Die mächtigen Reißzähne des rostbraunen Untiers leuchteten in dem wilden Gesicht wie weiße Hauer . . .

Wel mir war's da ein Augenblick jenes Jagdsiebers, dem man nur zu leicht unterliegt . . .

Ohne Besinnen hatte ich die Büchse emporgerissen, hatte gezielt — abgedrückt . . .

Der Riesenaffe taumelte nach hinten, raffte sich wieder auf und entfloh rasch in die nahen Sträucher.

„Wozu das?“ meinte Harald tadelnd. „Wir hätten das Tier auch so verschecht . . .“

Anderß Inspektor Snider, der auch hier den sportlustigen Engländer nicht verleugnete . . .

„Ihm nach — ihm nach!“ rief er . . . „Wir dürfen uns den kapitalen Burschen nicht entgehen lassen . . .!“

Harald drehte sich um. „Wenn Sie Ihre Haut zu Markte tragen wollen, dann bitte — dann verfolgen Sie das angeschweifte Tier. Es war ein Streifschuß am Schädel, der dem Riesenferl nichts ausmacht, nur — — Seine Wut und Angriffslust steigert . . .!“

Snider schwieg . . .

Wir landeten. Und schritten nun langsam der Wohnhütte zu — sehr vorsichtig, die Büchse im Arm, die Augen nach allen Seiten spähend umherschwendend . . .

So kamen wir denn bis zu der Hütte, bis zu den drei stillen Knochenmännern . . .

„Neger!“ sagte Harald kurz. „Die Schädelform verrät es . . . Vielleicht drei der schwarzen Faktorelarbeiter. — Aber — wer hatte die Gerippe in dieser etwas theatralischen Weise hier aufgebaut? Und weshalb? Etwa um die Negler der Umgegend zu verschrecken, oder . . .“

Inzwischen war der feste Sandfort schon in die Hütte eingetreten, rief von drinnen:

„Leer — vollständig leer! Auch nicht eine Kiste mal ist hier zu finden — nur ein paar Kistenbretter . . .“ —

Gleich darauf hatten wir auch die beiden anderen Hütten uns angesehen, hatten dort ebenfalls nur leere Räume durchwandert und standen nun wieder unschlüssig am Ufer neben unserem Nachen.

Harst schlug vor, den Nachen in die Wohnhütte zu tragen und dort zu nächtigen . . .

„Morgen früh besichtigten wir die Insel genauer . . .“
 sagte er hinzu. „Es dürfte lohnen . . .!“ — Und — — er
 hob den rechten Arm hoch . . . hielt in den Fingern ein
 kleines längliches matt blinkendes Etwas . . .

„Dies lag hinter der Wohnhütte neben einer noch recht
 frischen Stiefelspur,“ erklärte er. „Und — dies ist . . .“

„. . . ein Goldkiesel . . .!“ rief Kollege Crooc . . .

„Ja — ein Goldkiesel von Fingerringgröße, — ein Stück
 Naturgold, herausgewaschen aus seinem hellen Sand. Hier
 in diesem Riß stecken noch Sandkörner.“

Der Kiesel ging von Hand zu Hand. — Harst mahnte, daß
 wir uns beeilen sollten. Die Nacht würde sofort anbrechen . . .
 Und wir mußten doch noch rasch Gras für unsere Lager-
 stätten und Holz für ein Feuer sammeln. —

Gegen zehn Uhr saßen wir fünf dann in der Hütte
 um die glimmenden Reste des Feuers herum und erörterten
 die Frage, wer den Goldkiesel hier verloren haben könnte
 und ob dies der Mann gewesen, dessen Stiefelspuren Harald
 bemerkt hatte.

Harst selbst beteiligte sich nicht an dieser Unterhaltung.
 Er hatte soeben die Tür der Hütte von innen noch durch
 ein paar starke Kesse abgestrichelt und reinigte jetzt seine
 Wäsche . . .

Meldete sich nun ganz unvermittelt, indem er nur einen
 Vornamen aussprach:

„Alb . . .!“

Da fragte Snider ungläubig: „Wie, Sie meinen, daß
 Alb Saunder das Gold verlor?“

Eine Antwort konnte Harald nicht geben . . .

Zwei gellende Schreie ertönten draußen — zwei so
 furchtbare Schreie, daß wir hochschnellten und im Nu die
 Bewehre in den Händen hatten . . .

Harst riß schon die Türstüben weg . . .

Und hinaus stürmten wir in die mondhelle Nacht . . .

Sahen unweit des Ufers einen haufen Gestalten . . .

Hörten nochmals einen halb erstikten Schrei . . .

Standen trotzdem jetzt wie gelähmt . . .

Sechs — sieben Riesennaffen waren's . . . Gorillas, die jetzt nach zwei Schüssen harzts im Nu im Dickicht verschwanden . . .

Noch mehr sahen wir: an Land ein kleines Boot — zwei reglose Gestalten — und drüben auf dem Wasser die Nacht, die Manchester . . . —

So . . . fanden wir Saunder und Pittercray, von den Gorillas zerfleischt, mit durchbissenen Rehten . . .

Sie waren an Land gerudert, um die Hütten zu durchsuchen, waren dem Verhängnis in die Arme gelaufen, hatten eine Strafe erhalten, wie sie furchtbarer kaum sein konnte . . . Ihre wahnwihigen Schreie sagten genug.

Wir ruderten sofort zur Nacht hinüber, hatten dort kaum Frau Edith und der Besatzung unsere Erlebnisse berichtet, als ein Nachen am Fallreep der Manchester anlegte . . .

Zwei Europäer kamen an Bord — verwildert, — bärtig, braungebrannt wie Neger fast . . .

Zwei . . . Totgeglaubte: Rib Saunder und Edward Smith, sein Gefährte . . . — —

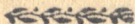
Ich bin nicht Familienromanschreiber. Ich könnte sonst so wundervoll die Wiedersehensszene zwischen Edith und Rib ausmalen.

Ich beschränke mich darauf zu erwähnen, daß Rib und sein Freund auf ihrer Flucht vor den Biruwu drüben am Ufer in einer Schlucht im Abfluß eines kleinen Wasserfalles Gold gefunden und dann als Goldwäscher hier volle drei Jahre in der Einsamkeit gehaust und — — ein ungeheures Vermögen erworben hatten. Die Negerstrolche hatten sie selbst als Abschreckungsmittel vor die Tür gesetzt. Die Insel hatten sie nur selten besucht, und lediglich der Knall der Schüsse hatte sie jetzt in der Nacht aus ihrer Schlucht hierhergelockt. — —

So endete unser Abenteuer im Gebiete der Schlafkrankheit . . .

Und das nächste?

Das nächste . . .: andere Szenerie, andere Menschen
und . . . Filigranarbeit für uns — feinste Detektivarbeit
— eines Autos wegen . . .!



Nächster Band:

Das gestohlene Auto.

Wir weisen alle Freunde dieser Detektivverählungen
darauf hin, daß das Bild Harst—Schraus mit eigenhändiger
Unterschrift der beiden berühmten Gentlemandetektive gegen
Einsendung von 1,60 Mark vom Verlag zu beziehen ist.

Weitere Ausgaben

unserer Harst-Abenteuer

- 1—6 vergriffen.
7. Zwei Taschentücher.
8. Die Jagd auf einen Namen.
9. Die Augen der Jolante.
10. Der Fluch eines Geschlechts.
11. Die verschwundene Million.
12. Die Festung des Ali Azzin.
13. Die tote Lady Rockwell.
14. Der Fakir von Nagpur.
15. Der blinde Brahmane.
16. Das Auge der Prinzessin Singawatha.
17. Das Löschblatt von Amritsar.
18. Die leuchtende Fratze.
19. Schattenbilder.
20. Der Löwe von Flandern.
21. Der ewige Jude.
22. Das Armband der Lady Melville.
23. Die Rätselbrücke.
24. Der Einsiedler von Tristan de Cunha.
25. Die Siegellacktröpfchen.
26. Die Gesellschaft der roten Karten.
27. Die Uhrkette des Bill Hamilton.
28. Der Tempel der Khali.
29. Nur ein Tintenfleck.
30. Der Stern von Siam.
31. Eine leere Streichholzschachtel.
32. Der sprechende Kopf.
33. Das Geheimnis des Scheiterhaufens.
34. Die Gelangene von Trawalkor.
35. Die Eishöhle in Nepal.
36. Der Mord im Warenhaus.
37. Der Spielklub W. W.
38. Ein gefährlicher Auftrag.
39. Der sterbende Fechter.
40. Die Gespenster-Rikschas.
41. Eine Löwenjagd im Sinai.
42. Der Afghan-Teppich.
43. Der Acht-Grad-Kanal.
44. Der leere Koffer.
45. Acht Stunden Frist.
46. Der Klub der XII.
47. Die Baiadere Mola Pur.
48. Der goldene Gonggong.
49. Die Kugel aus dem Nichts.
50. Der Piratenschoner.
51. Die Büchse der Pandora.
52. Der Tintenlöscher des Sahdi Ahmed.
53. Auf des Messers Schneide.
54. Strandkorb Nr. 121.
55. Das Lichtbild ohne Kopf.
56. Das Haus in der Wildnis.
57. Das Geheimnis des Brasilianers.
58. Die Spielhöhle von Hongkong.
59. Das Rätsel von Paragwana.
60. Ein amerikanisches Duell.
61. Die Gangespiraten.
62. Eine Weltfahrt ums Leben.
63. Die Bärenjagd im Kaschmir.
64. Das Licht in der Lehmhütte.
65. Der chinesische Messerwerfer.
66. Die leere Tonne.
67. Die Gauklergesellschaft Shingra Mar.
68. Der Klub der Zuchthäusler.
69. Lord Raillys Schreckensnächte.
70. Das Geheimnis der Insel Morton.
71. Die Katzen der Gräfin Balithon.
72. Der Tote im Fahrstuhl.
73. Die Höllenmaschine Doktor Blucks.
74. Das Geheimnis der Kabine 24.
75. Das Rätsel der Troilhäta-Insel.
76. Lord Piemborns Verbrechen.
77. Die Leuchte im Gletschertunnel.
78. Sechs leere Briefbogen.
79. Das Geheimnis des Elefantenjägers.
80. Lady Mambors letzter Wunsch.
81. Der Giftkeil des Wedda.
82. Der Schlangenbeschwörer von Agra.
83. Das Patent des Doktor Murphison.
84. Die Buschschlepper der Thar-Wüste.
85. Das blinde Hindumädchen.
86. Die Wundergeige des Virtuosen.
87. Der Nestorspiegel.
88. Das Geheimnis des Wannsees.
89. Giftmektel.
90. Schatten am der Wand.
91. Der tote Zigeuner.
92. Das Rätsel der Schoneyacht.
93. Eine tote Karawane.
94. Das Wunder von Patna.
95. Frau Ingens Tränen.
96. Der tote Kanarienvogel.
97. Der Obstsalz am Elisabethufer.